Geogr. Un. 479 k - 2

<36630002620012

<36630002620012

Bayer. Staatsbibliothek

Gemeinnützige Unterhaltungen über Länder- Natur- und Völkerkunde.

Zweites Stück.

I.

Fortsetzung der im vorigen Hefte abgebrochenen Beschreibung der Stadt und Landschaft Quito.

Der Pöbel in Quito ist dem Stehlen ganz besonders ergeben, und weiß es mit so vieler Kunst anzustellen, daß kein englischer Taschendieb es feiner machen könnte. Die Mestizen, die man für die kühnsten Spizbuben hält, machen sich hauptsächlich an die Hüte der Vornehmern, die insgemein mit kostbaren Steinen be-

setzt sind. Diebe, welche noch auf größern Gewinn sinnen, nehmen die Nacht zu Hülfe und legen an die Thüren der Magazine Feuer, damit ihre Mithelfer durch die davon entstandenen Oefnungen hineinkriechen können, einige aber bleiben draußen stehen und übernehmen die Waaren. Diese verwegene Art zu rauben ist so bekannt und gewöhnlich, daß die Kaufleute stets wohlbewafnete Wächter halten müssen, die in den Strassen auf- und niedergehen. — Man hält es hier für kein Verbrechen, eßbare Waaren oder Tafelgeschirr zu stehlen. Ein Indianer, der Gelegenheit hat, ein Stück Silberzeug, oder ein Gericht aus der Speisekammer zu nehmen, wird diese Gelegenheit nie ungenützt vorbei lassen. Wird er entdeckt, so entschuldiget er sich gemeiniglich damit, er habe es so böse nicht gemeint, und dies ist hinlänglich, ihn für unschuldig zu halten. Wird er aber über der That selbst nicht ertappt, so ist kein Verdacht und kein Beweiß gegen ihn, der seinen Diebstahl bestätigen könnte, er kömmt also stets mit dem Läugnen durch.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Sprache, die man in der Provinz redet, ist nicht einerlei. Das Spanische ist eben so gebräuchlich, wie das Peruanische, und in beiden sind wechselsweise viele Wörter und Redensarten von einander entlehnt, mithin die Sprache selbst verdorben worden. Die Indianische Sprache ist die erste, welche die Kinder lernen, weil es die Sprache der Ammen ist, in der Folge aber gewöhnen sie sich einen Mischmasch an, den sie nachher

nicht wieder los werden können. Ein Spanier, der aus Europa kömmt, muß nothwendig einen Dollmetscher haben, sie zu verstehen.

Das Clima in der Landschaft Quito ist im Ganzen genommen angenehm und gesund, nur ist es nach der Lage der Gegenden sehr verschieden, und vielen, oft schnellen Veränderungen unterworfen. Die Gipfel der Berge sind mit Schnee bedeckt, inwendig in den Bergen ist alles voll verzehrenden Feuers, und in den Thälern herrscht eine brennende Hitze. So empfindet man nach Beschaffenheit der Lage der Oerter, alle Grade von Hitze und Kälte. Ein Europäer sieht mit Vergnügen und Bewunderung Pflanzen auf einem Felde verwelken, unterdessen andere von eben der Gattung hervorsprossen, Blumen, die ihre Schönheit verlieren, da andre erst anfangen zu blühen. Der Abhang der Berge stellt alle Pracht und allen Reichthum der verschiedenen Jahrszeiten auf einmal vor. Die Ebenen sind so reizzend, und die Natur verbreitet daselbst ihre Gaben mit so freigebiger Hand, daß man sie den Ländern vorziehen muß, die unter einem gemäßigtern Himmelsstriche liegen. Hitze und Kälte sind hier niemals unbequem, und man genießt unaufhörlich und zu einerlei Zeit, die Reitze des Frühlings und den Ueberfluß des Herbstes. Die Gelindigkeit der Luft, und Gleichheit der Tage und Nächte, geben tausend Annehmlichkeiten. Die nöthige Feuchtigkeit fehlt nie, und selten geht ein Tag vorbei, ohne daß die Erde durch die Sonnenstrahlen erwärmt

worden wäre. Das ganze Jahr hindurch spürt man kleinen merklichen Unterschied zwischen Hitze und Kälte, und man trägt leichte Zeuge und Tuchkleider, wie man will. Die daselbst herrschenden Winde sind nicht unbeständig, nicht wüthend, und von welcher Himmelsgegend sie auch herkommen, erfrischen sie die Luft.

Jedoch allen diesen Annehmlichkeiten und Vorzügen hält eine Menge von Unbequemlichkeiten das Gegengewicht. Entsetzliche und häufige Regengüsse, mit schrecklichen Donnerwettern und Erdstößen vergesellschaftet, scheinen oft der Natur den Untergang zu drohen. Nach dem schönsten heitersten Morgen fangen die Dünste an, in die Höhe zu steigen, die Luft wird auf einmal mit schwarzen, gewitterschwangern Wolken bedeckt; der ganze Himmel von den Blitzen entzündet; der vielfache Wiederhall in den Gebirgen vermehrt das Krachen des Donners, und die Blitze richten in der Stadt und auf dem Lande häufigen Schaden an. In einem Augenblicke ist jene unter Wasser gesetzt, die Straßen sind in Flüsse, die Marktplätze in Teiche verwandelt, und diese Unordnung dauert bis zu Sonnen Untergange, wo die Luft wieder still, der Himmel heiter und das Wetter hell wird. — Wenn diese periodischen Platzregen nur vierzehn Tage lang ausbleiben, so ist ganz Quito in Sorgen und die Einwohner stellen öffentliche Gebete und Processionen an. Dauern sie aber auf der andern Seite längere Zeit fort, ohne nachzulassen, so thut man wieder öffentliche Wünsche, daß sie aufhören

möchten. Die Ursache hievon ist diese: weil die lang anhaltende Trockenheit der Luft gefährliche Krankheiten veranlaßt, die übermäßige Feuchtigkeit aber die Saat verdirbt; da hingegen der abwechselnde Regen nicht nur die brennende Hitze abkühlt, sondern auch die Straßen in der Stadt rein macht, welche, bei Ermangelung einer guten Polizei, mit allen Arten von Unrath und Unreinigkeiten angefüllt sind.

Dieser beständige Wechsel von Nässe und Hitze verschaft der Erde eine vortrefliche Fruchtbarkeit und giebt den Gewächsen die herrlichsten Eigenschaften. Dies findet man an allem, was man in Quito isset. Das Weitzenbrod, das in den meisten andern südlichen Gegenden von Amerika so selten ist, stehet hier in sehr niedrigem Preiße, und würde noch viel schmackhafter seyn, wenn die indianischen Weiber, die das Backen zu besorgen haben, es besser zu kneten und zuzurichten verständen. Alles Fleisch, von Rindern, Hammeln und Schweinen, so wie auch das Federvieh, ist vollkommen so gut, wie in Europa, und kostet viermal weniger. Die übrigen Eßwaaren stehen mit diesen in gleichem Verhältnisse. Die benachbarten höhern Gegenden tragen Korn, Gerste, verschiedene Wurzeln und Hülsenfrüchte. Tiefer in den Ebenen und Thälern sind unübersehbare Viehweiden, wo zahlreiche Heerden von Schaafen ihr Futter finden. Ihre Wolle, die zur Kleidung angewandt wird, beschäftiget eine große Menge Arbeiter. Viele Pächter

legen sich blos auf die Viehzucht und machen Milch, Butter und Käse, womit ein großer Handel getrieben wird. Hauptsächlich aber erklärt sich der Geschmack der Einwohner für eingemachte Sachen, zu denen eine Menge von Zucker und Honig verbraucht wird. Alle Tafeln sind mit Obst und eingemachten Sachen besetzt; es sind die ersten Schüsseln, die man giebt und auch die letzten. Auch braucht man den Saft des Obstes, um die übrigen Speisen damit schmackhafter zu machen.

Die meisten Dörfer in der Provinz, sind sehr unordentlich gebaut. Die besten Gebäude darin sind das Pfarrhaus und die Kirchen. Jenes wird gemeiniglich das Kloster genannt, weil alle Landpfarrer anfänglich Mönche waren. Das sind die einzigen Gebäude die noch einiges Ansehen haben, der übrige Theil des Dorfs besteht in elenden Hütten, die auf dem Felde zerstreut herumstehen, und wobei ein Jeder sein Stück Landes hat, das er zu seinem Unterhalte bauet.

Der größte Theil der Landesbewohner besteht aus Indianern. Dieses rohe Volk, das in der tiefsten Finsterniß der Unwissenheit sich befindet, grenzet in seinen Sitten nahe an die Barbaren, die den Thieren ähnlicher, als Menschen sind. Es ist nicht zu begreifen, wie ein Volk, das ehedem vernünftig genug war, vortrefliche Gesetze zu machen, und eine so ordentliche Regierung, wie die der Incas, anzu-

ordnen, nicht das geringste Zeichen der alten Cultur übrig behalten habe. Ohnstreitig ist diese auffallende Veränderung eine Wirkung von der Tyrannei ihrer neuen Herren. Denn es ist nicht zu vermuthen, daß ihre ehemalige kluge Einrichtung blos ihren Incas zuzuschreiben sey, und daß Unterthanen, die von so gesitteten und einsichtsvollen Fürsten beherrscht wurden, so roh und unwissend geblieben seyn sollten. In dem Zustande, worin sie sich jetzt befinden, geht die Schwäche ihres Verstandes so weit, daß man sie kaum zu den vernünftigen Geschöpfen rechnen kann. Ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was um sie her vorgeht, ist so groß, daß nichts fähig ist, ihre Gemüthsruhe zu stören. Sie sind bei Glück und Unglück gleich unempfindlich. Halb nackend scheinen sie eben so zufrieden zu seyn, als der stolzeste Spanier in seiner reichsten Kleidung. Alles, was man Wohlleben nennt, hat für sie keinen Reitz. Ehrenstellen erwecken bei ihnen den Ehrgeitz so wenig, daß sie das Amt eines Alcalden oder eines Scharfrichters mit gleicher Unempfindlichkeit annehmen und von einem zum andern übergehen, ohne Vergnügen und Verdruß darüber zu empfinden. Es ist ihnen einerlei, öffentlich ausgelacht zu werden, oder bei festlichen Gelegenheiten zu tanzen; in beiden Dingen sehen sie nichts anders, als einen Vorfall, der sie belustiget. Körperliche Strafen sind ihnen nur darum empfindlich, weil sie ihnen Schmerzen machen, einen Augenblick hernach

haben sie mit den Schmerzen die Strafe selbst vergessen. Bei ihren Mahlzeiten verlangen sie weiter nichts, als was im Stande ist, sie zu sättigen. Die gröbsten Speisen sind ihnen eben so lieb, als die auserlesensten; und käme es auf ihre Wahl immer an, so würden sie ohnstreitig die erstern vorziehen; denn je einfacher die Speise ist, destomehr ist sie nach ihrem Geschmacke.

Eigennutz und Begierde nach Gewinn ist so weit von ihnen entfernt, daß sie, um nur nicht nöthig zu haben, sich einige Mühe zu geben, lieber die größte Belohnung ausschlagen, als daß sie dafür den geringsten Dienst leisten sollten; man hat also auch kein Mittel, sie zu einiger Thätigkeit und Gefälligkeit zu ermuntern. Wenn z. B. ein Reisender sich verirrt, wie es in Peru oft zu geschehen pflegt, und er an eine Hütte kömmt; um nach dem Wege zu fragen, oder einen Boten mitzunehmen, so versteckt sich der Indianer, läßt seine Frau antworten, er wäre nicht zu Hause, und entbehrt lieber den Verdienst, als daß er seine Faulheit unterbrechen sollte. Bitten, Anerbietungen, Versprechungen, vermögen ihn nicht, aus seiner Hütte zu gehen. Und so macht er es bei allen Beschäftigungen, die man ihm in Vorschlag bringt, und die er Macht hat, abzuschlagen. Bei solchen Arbeiten, die ihm von seinem Herrn vorgeschrieben sind, und die er nicht bezahlt bekömmt, ist es nicht genug, ihm zu sagen, was er machen soll; man siehet sich

vielmehr genöthigt, die Augen beständig auf ihn zu haben. Wendet man einen Augenblick den Rücken, so bleibt er stehen und hört auf zu arbeiten, bis derjenige wieder kömmt, dessen Gegenwart er scheuet.

Ueberhaupt sind diese Indianer äusserst langsam in allem, was sie machen, daher denn das im ganzen Lande übliche Sprichwort entstanden ist, wenn man von einer Sache redet, deren Verfertigung Zeit und Geduld kostet: es ist die Arbeit eines Indianers. — In ihren Fabriken von Decken, Vorhängen, Bettdecken u. dgl. besteht ihr ganzer Fleiß darin, einen Faden nach dem andern zu nehmen und sie jedesmal zu zählen, ehe sie sie durchschießen. Sie bringen ganze Jahre zu, ehe sie ein einziges Stück verfertiget haben. Wahr ist es, daß Mangel an Geschicklichkeit und Erfindung, eben so viel dazu beiträgt, als ihre natürliche Langsamkeit. Dazu kömmt denn noch ihre ungemeine Trägheit, welche weder ihr eigener, noch ihres Herren Nutzen besiegen kann. Haben sie unentbehrliche Bedürfnisse nöthig, so überlassen sie die Besorgung davon ihren Weibern. Diese verfertigen ihre Kleider, richten das Essen zu und machen ihre Getränke, unterdessen sie, die Männer, niedergekauert da sitzen, wie die Affen, und ihnen zusehen. Sie trinken während dessen, ohne sich im Geringsten von der Stelle zu bewegen, so lange, bis sie das Bedürfniß zu essen fühlen, oder es ihnen einfällt, einen andern zu besuchen.

Ihre Neigung zur Trunkenheit ist so allgemein und herrschend bei ihnen, daß selbst die Erlangung der Cazikenwürde, oder das Amt eines Alcalden sie nicht davon abhält. Wenn sie auf den Beinen sich nicht mehr erhalten können, so legen sie sich alle unter einander nieder, ohne sich zu bekümmern, ob sie bei eines andern Frau, oder bei ihrer Schwester, Tochter oder Mutter zu liegen kommen. Alle Regeln der Sittlichkeit, Ordnung und Schaam werden bei solchen Gelegenheiten gänzlich hintenangesetzt, bis endlich die Pfarerr an diese liederlichen Orte kommen, und die Trunckenen austreiben.

Das Christenthum, oder vielmehr die christlichen Lehrer haben sie von dem Vorurtheile noch nicht abbringen können, daß die Person, die sie heirathen wollen, wenig zu schätzen sey, wenn sie ihre Jungferschaft noch habe. Wenn daher ein junger Mensch die Erlaubniß, ein Mädchen zu heirathen, von seinen Eltern erhalten hat, so fangen beide sogleich an, als Mann und Frau zusammen zu leben. Hat sich nun der Bräutigam bei dieser Vertraulichkeit ihres Zustandes versichert, und entdeckt er die Art von Verdienst, die er verlangt, so wird die Heirath vollzogen; wo aber nicht, so wird das Mädchen ihren Eltern zurückgeschickt und diese einer List und Betrügerei beschuldiget. Dieser Gebrauch ist so eingewurzelt, daß die Bischöfe und Pfarrer vergeblich alle Mühe anwenden, ihn zu bestreiten. Daher

ist denn auch die erste Frage, die man von Seiten der Geistlichen an Personen thut, die sich als Brautleute melden, ob sie sich einander geprüft haben, um sie von dieser Sünde zu absolviren, ehe sie getrauet werden.

Niemals würden diese Indianer zur Beichte gehen, wenn sie nicht dazu gezwungen würden, und jedesmal wenn sie gehen, muß ihnen der Pfarrer alles sagen, was sie thun sollen. Er fängt an, die Beichte vom Anfange bis zu Ende mit ihnen her zu beten, und hält er inne, so schweigt der Indianer auch. Wenn dann der Pfarrer den Indianer fragt, ob er diese und jene Sünde begangen habe, so würde dieser schlechterdings alles leugnen, wenn er ihm nicht geradezu sagte, daß er sie begangen habe. Siehet nun der Indianer, daß der Priester auf seiner Behauptung beharret, so bildet er sich ein, der Beichtvater müsse auf eine übernatürliche Weise von der That unterrichtet seyn, und gesteht alsdann nicht nur seinen Fehler, sondern entdeckt ihm auch noch andere kleinere Nebenumstände, nach welchen jener nicht einmal gefragt hatte. Man hat bei einer zu Lima gehaltenen Kirchenversammlung lange darüber berathschlagt, ob man die Peruaner zum Gebrauch des Abendmals, wegen ihrer ungemeinen Stupidität, zulassen dürfe; und da ists denn endlich beschlossen worden, daß nur die Verständigsten unter ihnen Antheil daran nehmen sollten. Die Weiber und Kinder gehen gern in die Kir-

che, weil sie das Singen lieben; die Männer hingegen finden nur Vergnügen die Glocken zu lauten. Wollte man ihnen diese Lust verwehren, so würden sie schwerlich in die Messe kommen. Die Geistlichen sind daher beständig beschäftigt, sie dazu anzuhalten, lassen auch wohl durch eine Wache die Kirchthüren während der Predigt und Messe, besetzen.

Übrigens scheint dieses stupite Wesen blos von der wenigen Sorgfalt herzukommen, die man anwendet, ihren Verstand aufzuklären, insonderheit auf dem Lande: denn diejenigen, die in der Stadt erzogen sind, haben mehr Kenntnisse, und weniger Unsittlichkeit. Wenn diesen auch noch einige Indianische Gewohnheiten anhängen, so sind diese noch Ueberbleibsel von ihrer ehemaligen Gemeinschaft mit ihren unwissenden, ungesitteten Landsleuten. Diejenigen, die den meisten Verstand haben, werden Handwerksleute und vorzüglich Barbiere, wobei sie gemeiniglich auch Wundärzte sind. Der Umgang, den sie als solche mit den Vornehmsten im Lande erhalten, erhebt sie merklich über ihre übrigen Landsleute in Ansehung der Kultur ihres Verstandes und ihrer Moralität.

Die Provinz Quito war ehedem, ehe die Spanier sich da festsetzten, ein besonderes Königreich, das von den peruanischen Incas unabhängig war. Sie wurde aber von dem Vater des Inca Atabaliba erobert, und weil dieser seinen Prinzen, den er mit seiner Geliebten, der Tochter des vertriebenen Königs von Quito, ge-

zeugt hatte, zärtlich liebte, belehnte er ihn aufs neue mit diesem von seinem Großvater beherrschten Reiche; blieb also ein Vasall des Atabaliba.

Seit der Herrschaft der Spanier ist das Königreich Quito in Statthalterschaften, diese in Gerichtshöfe, und diese wieder in Untergerichte (Aemter) abgetheilet worden. Der Vereinigungspunct aller dieser höhern und niedern Gerichtsbarkeiten, ist die königliche Audienza, deren Gebiet sich auf mehr denn 1500 Stunden im Umkreise erstreckt. Ein großer Theil dieses Gebiets aber ist entweder ganz wüste, oder wird von barbarischen Völkern bewohnt, die selbst den Spaniern noch wenig bekannt sind.

II.

Nachrichten von den Völkern auf Sumatra.

Die Insel Sumatra, die zu den ostindischen Inseln gehört, liegt halb disseits, halb jenseits der Linie, und erstreckt sich von Nordwest nach Südost, westlich liegt sie von Java, südwestlich von Borneo und der Halbinsel Malacca, von der sie durch eine Meerenge, wie von Java, getrennt ist. Sie ist noch etwas größer als Norwegen.

Es herrschen auf derselben viele kleine Fürsten, von welchen die wenigsten unabhängig sind. Denn die meisten stehen entweder unter den Holländern und Engelländern, oder unter dem Könige von Palimban, der sich aber selbst die Herrschaft der Holländer gefallen läßt.

In dem Innern der Gebirge halten sich die ursprünglichen Bewohner der Insel, die sogenannten

Batta auf. An den Küsten hingegen haben sich Malayen, Holländer und Engelländer niedergelassen.

Zu jenen ursprünglichen Inselbewohnern gehören auch noch zwei ganz besondere Menschenarten, die zerstreut in den dickſten Wäldern leben, und alle Gemeinschaft mit den übrigen Einwohnern vermeiden. Diese sind die Orang-Kubuh und Orang-Guguh, welche letztere sich von dem Affen Orang-Outang fast durch nichts weiter, als durch die Sprache unterscheiden. In ihrer Körperbildung sehen sie jenem Affen ähnlicher, als Menschen, denn auch ihre Leiber sind ganz mit Haaren bewachsen. — Ausser diesen beiden Nationen leben auch noch als ursprüngliche Einwohner, die Achaneser, Lampuho und Rejang. Diese haben eine ganz eigene Sprache und Schrift, sind von mittlerer Leibesgröße und haben schwache, aber wohlgebauete Gliedmaßen, und unter ihre sonderbaren Gebräuche gehört auch dies, daß die Mütter den neugebornen Kindern die Nase und Hirnschale flach drücken, die Ohren aber herauszupfen. Sie haben alle dunkle, glänzende Augen, schwarze von Cocosöl glänzende Haare, welche die Männer oft abschneiden, die Weiber aber bis auf die Erde herunter wachsen lassen. Sie sind unbärtig, weil die Knaben, sobald sich am Kinn oder an der Oberlippe ein Härchen zeigt, dasselbe mit ungelöschtem Kalk reiben und vertilgen, und wenn dennoch Haare hervor-

sprossen, diese mit kleinen Zangen ausreißen. Sie sind alle von hellgelber Farbe und besonders häßlich ist das weibliche Geschlecht. — Die Vornehmen lassen die Nägel, besonders am vordern und kleinen Finger und Zehen, welche sie unbedeckt tragen, wachsen. Ihre Zeuge, womit sie sich bekleiden, sind von Baumrinde gemacht. Ihre Dörfer liegen alle an einem Fluß oder See, und, wo möglich, auf einer schwer zu ersteigenden Anhöhe, zu welcher gewöhnlich nur zwei enge krumme Fußsteige, einer von der Land, der andere von der Wasserseite — führen, und diese Dörfer sind mit vielen fruchttragenden Bäumen umgeben. Die Häuser stehen auf Säulen, die sechs bis acht Fuß hoch sind, und haben Fußböden von Bambusrohr, worüber Matten liegen. Von diesem Rohr sind auch die Wände gemacht. Die großem Palmblätter dienen gewöhnlich zur Bedeckung des Hauses; doch haben auch einige Dächer von Binsen und Zweigen. Ein dickes Stück Bambusrohr, worin Kerben gehauen sind, dient zur Treppe am Hause, die man des Nachts ins Haus ziehet. — Ihr Hausgeräthe ist so einfach, wie es ihre Lebensmittel sind. Messer und Löffel werden bei dem Essen nicht gebraucht, sondern blos die rechte Hand, die während der Mahlzeit häufig ins Wasser getaucht wird. Küchen und Feuerheerde findet man nicht. Ihr Feuer machen sie, wie viele andre Wilde, dadurch an, daß sie zwei Stäbe an einander reiben. Körbe sind ihre wichtigsten Hausgeräthe, worin die

ganze

ganze Erndte, sowohl Reiß als Pfeffer, aufbewahrt wird. Die Weiber tragen diese Körbe bei Einsammlung der Lebensmittel gemeiniglich auf dem Rücken und befestigen sie mit einem Seile aus Binsen gedreht, queer über die Stirn. Pflanzen, besonders Reiß, machen den größten Theil ihrer Speisen aus; doch essen sie auch Büffel- und Ziegenfleisch und Geflügel. Ihren eigenen Pfeffer, als das Hauptprodukt des Landes, gebrauchen sie niemals an den Speisen, sondern sie vertauschen ihn an die Engelländer gegen fremden Amerikanischen, weil sie behaupten, daß jener ihr Blut erhitze, dieser aber es abkühle. Ihre Arbeiten in Gold- und Silberdrath mit schlechten Werkzeugen, verdienten Bewunderung.

Die Bergbewohner haben mehrentheils dicke Kröpfe, wie die Tyroler und Schweitzer. — Die größte, aber traurigste Merkwürdigkeit ist wohl diese, daß es unter ihnen wirkliche Menschenfresser giebt, und das sind die Batta. Das Sonderbarste dabei ist jedoch dies, daß sie weder aus Blutdurst, noch aus Vergnügen, und auch nicht jeden Menschen ohne Unterschied essen. Blos Kriegsgefangene, die von den Feinden nicht wieder ausgelößt sind, und Verbrecher aus ihrer eignen Mitte essen sie, wenn nehmlich die letztern sich durch eine Geldstrafe nicht lösen können. Ein solcher wird dann verurtheilt, von ihnen gegessen zu werden; doch muß ihr Oberhaupt dies Urtheil erst bestätigen. Dies geschiehet durch Uebersendung eines

Tuches, das man dem Verbrecher über den Kopf breitet, nebst einer großen Schüssel voll Salz und Citronen. Dann wird der Unglückliche an einen Pfahl gebunden, das versammelte Volk wirft in einer gewissen Entfernung seine Lanzen nach ihm, und so-bald er tödlich verwundet ist, laufen sie wüthend hin, schneiden mit ihren Messern Stücke aus seinem Leibe, tauchen sie in die Schüssel mit Salz und Citronen-saft, rösten sie ein wenig über dem Feuer, das zu dem Endzweck bereitet ist, und verzehren diese Bissen mit Begierde und wilder Lebhaftigkeit.

Unter den Europäern, die an den Küsten woh-nen, besonders unter den Engelländern, trifft man eine erstaunliche Begierde nach dem Schauspiel der Hahnengefechte an, die nirgends, selbst in Engelland nicht, größer seyn kann. Und diese Lust an derglei-chen Kämpfen hat sich dann auch denen in der Nähe wohnenden Indianern mitgetheilt, und ist zum allge-meinen herrschenden Geschmack geworden. Selten sieht man deshalb an den Küsten von Sumatra einen Mann reisen, der nicht einen Hahn unter dem Arme hätte, und oft trifft man deren funfzig beisammen an, wenn in einem der benachbarten Dörfer ein Bim-bang, oder eine Volksversammlung gehalten wird.

Wer Ansprüche auf einigen Muth machen will, muß dies Zeichen desselben besitzen. Europäer und Indianer gehen bei diesen Kämpfen sehr hohe Wetten ein, zumal wenn ihr Hahn einige mal glücklich gewesen ist, und sich dadurch ein abergläubiges Vertrauen auf seine Unüberwindlichkeit erworben hat. Die gewöhnlichste Wette besteht in hundert spanischen Thalern; ja man hat sogar Beispiele erlebt, daß ein Vater seine Kinder oder seine Frau, und ein Sohn seine Mutter und Schwestern auf den Ausgang eines solchen Gefechts setzten, sie verloren und in Verzweiflung geriethen. Bei solchen Gelegenheiten entstehen dann oft Streitigkeiten, die traurige Folgen haben. Nach den einmal eingeführten Gebräuchen werden jedesmal vier Schiedsrichter ernannt, welche alle Streitigkeiten, die während des Gefechts entstanden sind, entscheiden, von deren Ausspruch keine Appellation statt findet, ausser die Apellation ans Schwerd. — Wer die Wette verliert, und nicht bezahlen kann, wird sogleich geächtet, muß sich mit Schande entfernen, und darf sich bei keinem Galangang wieder zeigen. Dies Wort bezeichnet den ebnen Platz, oder die Bühne, worauf die Gefechte gehalten werden, und der mit Schranken umgeben ist, die Zuschauer abzuhalten, indem nur allein die Eigenthümer der Hähne die da kämpfen sollen, auf den Platz gelassen werden. Wer eine hohe Meinung von seinem Hahne hat, läßt ihn nicht unter einer gewissen Summe von Thalern fech-

ten, die er auf den Boden hin zählt: sein ärmerer Gegner kann vielleicht nur die Hälfte dagegen setzen; alsdann machen die Umstehenden die Summe voll, und theilen sich nach Verhältniß in den Gewinn, wenn sie glücklich sind. Man läßt nie Hähne von einerlei Farbe mit einander fechten, sondern einen grauen und einen gelben, einen rothen und schwarzen u. s. w. Vielleicht rührt dies ursprünglich aus einer Vorsicht her, Streitigkeiten oder Betrügereien zu verhüten. Von den rechten Kennern der Hähne werden die Malayischen, als die stärksten, am meisten gesucht und geschätzt. Sie werden mit vieler Sorgfalt erzogen und gefüttert, und müssen sich oft in Gegenwart andrer Leute üben, damit sie alles scheue Wesen verlieren. Ganz den Gebräuchen in Engelland zuwider, ist es dem Eigenthümer eines Hahns erlaubt, seinen Hahn während des Gefechts aufzunehmen, ihm die Federn aus den Augen zu streichen und ihm den Schnabel vom Blute zu reinigen. Wenn einer von den Hähnen im Gefecht getödet wird, oder davon läuft, so muß der Sieger noch Muth und Kräfte genug übrig haben, dreimal nach demselben zu hauen, wenn er ihm zu dem Ende vorgehalten wird, sonst wird es für ein unentschiedenes Gefecht gehalten. Zuweilen aber weiß ein erfahrner Eigenthümer den Kopf seines überwundenen Hahns in eine so ungewöhnliche Lage zu drehen, daß der andere davor erschrickt und den erforderlichen Beweiß seines Sieges nicht ablegen kann. — Die

Hähne werden hier nie berupft, sondern fechten in ihren völligen Federn. Der künstliche Sporn, mit welchem sie in Sumatra versehen werden, gleicht der Klinge eines Säbels, und thut mehr Schaden, als der englische Sporn, den man in Europa bei dergleichen Gelegenheiten gebraucht. Er hat keine Röhre, wie dieser, kann also nicht über den natürlichen Sporn des Hahns herüber geschoben werden, sondern er wird an den Schenkel festgebunden, und nach der Stelle, die er bekömmt, wird die Gleichheit des Gefechtes bestimmt. So wie in Engelland beim Pferderennen das Gewicht nach Zollen bestimmt wird, so wird auch hier bei den Hahnengefechten, ein Hahn, welcher größer und stärker ist, als sein Gegner, diesem dadurch gleich gemacht, daß man ihm den Sporn um etliche Grade höher bindet, als sein natürlicher Sporn ist, wodurch man ihn denn nöthiget, mit einer Art von Nachtheil zu fechten. — Es geschiehet selten, daß beide Hähne das Gefecht überleben. — In den nördlichen Gegenden der Insel, wo man sich des Goldstaubes statt des Goldes *) bedienet, wird

*) Dies Gold gewinnen die Einwohner aus Bergen und Flüssen, theils als Staub, theils nahe an der Oberfläche in harte Geschiebe eingesprengt, aus denen es ohne Quecksilber geschieden wird, oft auch in sehr reichhaltigen Flötzen von Lehm. Sie verhandeln es an der Küste den Holländern, welche überhaupt jährlich gegen 1000 Pfund von hier nach Batavia schicken, von wo es nach der Küste Coromandel gebracht, dort zu Pagoden vermünzt, und dafür mit doppelten Gewinn Leinewand eingekauft wird.

davon bei dem Auswiegen und Uebergeben so viel verschüttet, daß bei manchem Schauplatz der Hahnengefechte, wo der Zulauf groß ist, der Kehricht dem Eigenthümer des Bodens jährlich gegen 1000 spanische Thaler einbringen soll. Sonst ist sein gewöhnlicher Vortheil zwei Fanams (5 Groschen) für jedes Gefecht. — An einigen Orten läßt man auch Wachteln statt der Hähne fechten. Diese streiten mit vieler Wuth, und suchen einander bei der Zunge zu erhaschen.

III.

Der Seeteufel.

Diese sonderbar gestalteten Fische machen ein eignes Geschlecht aus, welches das Eigenthümliche hat, daß die Brustflossen dieser Fische dem Gelenke eines Ellenbogens ähnlich sehen. Ihr Kopf ist nach unten zusammengedrückt, der Mund mit vielen spitzigen Zähnen besetzt; die Zunge ist breit und ebenfalls mit feinen, spitzigen Zähnen bewaffnet, die Augen sitzen am Scheitel, die Nasenlöcher sind sehr klein, die Kiemenöffnung steht auf der Seite und ist einfach. Der After liegt in der Mitte des Körpers, die Haut ist dünn, ohne Schuppen und locker; am Rumpfe sind sieben Flossen, nehmlich zwei Brust-, zwei Bauch-, ein After-, Schwanz- und Rückenflosse sichtbar. Die Rükken- und Afterflossen stehen einander gegenüber, und beide nicht weit von der Schwanzflosse. Diese Fische

leben vom Raube, pflanzen sich durch Eier fort, und halten sich nur im Meere, nie in Flüssen auf. Sie sind nicht nur Bewohner der Nordsee, sondern auch des nördlichen und südlichen Oceans und des mittelländischen Meers. In Hamburg wird dieser Fisch gewöhnlich der Seewolf genannt. An dem ungeheuren Kopfe, welcher den größten Theil des ganzen Fisches ausmacht, kann man ihn sehr leicht von allen andern Fischen unterscheiden. In der Kiemenhaut sind sechs, in der Brustflosse vier und zwanzig, in der Bauchflosse fünf, in der Afterflosse dreizehn, in der Schwanzflosse acht, und in der Rückenflosse eilf Stralen befindlich.

Der weit hervorragende Unterkiefer ist rund, und der Fisch kann ihn zurückziehen, damit er gegen den obern anschließe. Der große, beständig offenstehende und sehr bewaffnete Mund giebt dem Fische ein furchtbares Ansehen, welchem er ohne Zweifel den Namen Seeteufel zu verdanken hat. Zwei vor den Augen befindliche lange, hornartige Borsten, dienen ihm zum Anlocken andrer Fische; ausser diesen sind auf dem Rücken noch vier andre dergleichen, die mit der Wurzel an einer Haut befestiget sind, sichtbar. Sowohl am Kopfe, als am Rumpfe, sitzen an der obern Fläche einige Stacheln, und am Rande der untern Fläche viele kleine, wurmartige Anhängsel, die in gleicher Entfernung von einander abstehen. Die untere Seite hat eine weiße, die obere aber eine bräunliche Farbe.

Die Bauchflossen, welche unter den Brustflossen sitzen, sind kurz, steif, und wie eine Hand gestaltet, womit der Fisch sich an feste Körper anklammern kann. Sie sind weiß, die Brustflossen oben braun, unten weiß, mit einer schwarzen Einfassung, die After- und Rükkenflossen sind ebenfalls braun und die Schwanzflosse ist schwarz.

Diese Fische sollen 3 bis 4 Ellen lang werden, und Linné beschreibt sogar einen, der Menschendicke hatte.

So gefährlich dieses Thier auch aussieht, so geringe ist doch der Schaden, den es anrichtet: denn da es, vermuthlich wegen seines ungeheuren Kopfes, ein schlechter Schwimmer ist; so kömmt es nur durch List zu seiner Beute. Es verbirgt sich in den Seekräutern, hinter Sandhügeln, Steinen und Klippen, sperrt den Rachen auf, und lauert auf die vorbeischwimmenden Fische, indem es mit seinen Fasern spielt. Da die Fische diese für Würmer ansehen, so nähern sie sich dem Seeteufel um so viel dreister, weil sie weder von seiner schmutzig braunen Oberfläche, die wie ein Stein, oder ein Stück Erde aussieht, noch durch den aufgesperrten Rachen, den sie für ein Loch ansehen, zurück gescheut werden, um nach dem vermeinten Wurm zu haschen, und er verschlingt sie sodann ohne Mühe. — Abermals eine sehr weise Einrichtung der Natur. Dieser Fisch würde bei seiner Unfähigkeit, schnell zu schwimmen, aus Mangel an

Nahrung bald umkommen müssen, wenn er nicht mit jenen Angeln, und ausser diesen noch mit Füßen versehen wäre, womit er sich in seinem Schlupfwinkel anhalten und sich vor dem Wegstoßen der Wellen sichern könnte. — Weil er nur einsiedlerisch an unzugänglichen Orten lebt, so wird er selten gefangen. Die englischen Fischer, welche glauben, daß er ein Feind vom Haifisch sey und ihn bezwingen könne, schenken ihm, wenn sie ihn fangen, sogleich wieder seine Freiheit.

Er gehört zu den Fischen, die sich durch Eier fortpflanzen, und die bei guter Nahrung schnell wachsen. Uebrigens vermehrt er sich nicht sonderlich. Sein Fleisch ist weich, und soll fast wie das Fleisch vom Frosche schmecken.

IV.

Beschreibung einer Abyssinischen Mahlzeit.

Wenn man in der Hauptstadt Abyssiniens vor Ueberfällen sicher ist, oder wenn auf dem Lande und in den Dörfern der Regen so anhaltend wird, daß man zu Pferde nicht mehr durchkommen kann, oder wenn man sich nicht getraut, sich vom Hause zu entfernen, aus Furcht, man möchte durch die zu der Zeit gewöhnlichen, plötzlichen, durch die Regennebel in den Gebirgen entstandenen Fluthen überrumpelt und weggeschwemmt werden, mit einem Worte, wenn Jedermann, ich bin sicher in meinem Hause, sich rühmen, und seinen Schild und Speer an die Wand hängen kann; so versammelt sich eine zahlreiche Gesellschaft von der feinsten Welt beiderlei Geschlechts, der Höfling vom Pallast, und der Bürger aus der Stadt, um zwischen 12 und 1 Uhr folgendes höchst sonderbare Mittagsmahl zu halten.

Mitten in einem geräumigen Saale werden Tafeln und Bänke für die zahlreich eingeladenen Gäste rings umher gesetzt. (Tische und Bänke haben sie von den Portugiesen, denn ehedem hielten sie auf Ochsenhäuten, die auf dem Boden ausgebreitet waren, Tafel, so wie es auf dem Lande und in Feldlägern noch üblich ist.) Eine Kuh, oder ein Ochse, (einer oder mehrere, je nachdem die Gesellschaft größer oder kleiner ist,) wird dicht vor die Thür des Saales gebracht, und mit allen vier Füßen fest an die Erde, worin Pflöcke mit Ringen geschlagen sind, festgebunden. Die Hautlappen, die unter dem Halse hängen, werden nur bis auf das Fett durchschnitten, sodann einige kleine Blutgefäße geöffnet, so daß nur sechs bis acht Tropfen Blut auf die Erde fallen. Ist das geschehen, so beginnen zwei oder mehrere Personen das schreckliche Werk, fallen über den Rücken des armen Thieres her, schneiden auf jeder Seite des Rückgrats bis durch die Haut, streifen sodann mit den Fingern die Haut des Thieres von den Rippen bis zu den Lenden ab, und schneiden sie, wenn das Streifen nicht gut von Statten geht, geradezu bis aufs rohe Fleisch weg. Das ganze Fleisch an den Lenden wird sodann in großen, viereckigen Stücken ohne Knochen oder viel Blutvergießen ausgeschnitten, und das schreckliche Gebrüll des Thiers ist für die Gesellschaft die Loosung, sich zur Tafel zu setzen.

Vor jedem Gast stehen statt der Teller runde Kuchen, ohngefähr noch einmal so dick als ein Pfannkuchen, aber weit zäher Diese Kuchen bestehen aus einem Brodteig, der ungesalzen, von einem säuerlichen, nicht unangenehmen Geschmack, und aus einem Korn gebacken ist, das sie Tef nennen. Sie haben verschiedene Farben, und gehen vom schwarzen bis zum feinsten Waizenbrod über. Drei oder vier solcher weißer Kuchen werden vor jede Person zum Genuß, und unter diese vier bis fünf von dem gewöhnlichen schwarzen Brod gelegt. Der leztern bedient sich sowohl der Gast, um seine Finger daran abzuwischen, als auch der aufwartende Sklave zum Brod für sein Mittagsmahl. — Zwei oder drei Sklaven treten dann herein, jeder mit einem viereckigen Stück Ochsenfleisch in der blosen Hand, und legen dies auf die Tefkuchen, welche statt der Schüsseln auf der Tafel stehen, ohne Tischtuch oder eine sonst dem ähnliche Bedeckung. Jeder Gast nimmt dann sein Messer zur Hand, die Männer ihr breites gekrümmtes, das sie zu jeder Art des Gebrauchs im Kriege bei sich führen, und die Weiber ihre kleinen Taschenmesser. Die Gesellschaft sezt sich in folgender Ordnung zu Tische: zwischen zwei Weibern befindet sich ein Mann; dieser schneidet mit seinem langen Messer ein dünnes Stück von dem aufgetragenen Fleisch ab, während man die Fibern davon noch sehr deutlich zucken, und lebende Bewegung im Fleische siehet. Kein Abyssinier von irgend etwas feiner Le-

bensart nimmt selbst das Fleisch in die Hände, das er essen will; sondern, wenn er jenes dünne Stück abgeschnitten hat, ohne es mit seinen Fingern berührt zu haben, nimmt es eine von den ihm zur Seite sitzenden Damen vor sich, zerlegt es in längliche Streifen, ohngefähr eines Fingers lang und dick, schneidet daraus kleine Würfel, und wickelt jeden Bissen, der aus mehrern dieser Würfel besteht, tüchtig in Salz und Pfeffer ein. Während dieser Zeit hat der Mann sein Messer weggelegt, lehnt sich mit der Hand auf das Knie der Nachbarin, die mit den Bissen zuerst fertig ist, neigt den Kopf zu ihr hin, und diese steckt ihm nun den Bissen auf einmal in den Mund, der davon so angefüllt wird, daß der Fresser jeden Augenblick in Gefahr ist, zu ersticken. Dies Benehmen ist bei ihnen guter Ton. Je erhabener der Mann sich dünkt, ein desto größerer Bissen füllt seinen Mund, und je schmatzender er kauet, desto gebildeter glaubt er zu seyn. Diese Sitte hat auch das Sprichwort erzeugt: Nur Bettler und Diebe verzehren kleine Stücke und kauen ohne Geräusch. — Hat er den ersten Bissen verschlungen, womit er sehr eilt, so liefert ihm die zweite Nachbarin eine neue Kartätsche, und so läßt er sich in einem weg den Hals voll stopfen, bis er gesättiget ist. Ehe er mit dem Essen fertig ist, trinkt er nie, vor dem Trinken aber rollt er aus Dankbarkeit gegen seine Pflegerinnen, die ihn gefüttert

haben, auf die nehmliche Weise zwei Stücken Fleisch zusammen, und stopft diese Bissen einer jeden mit beiden Händen in den Mund, und dann fällt er über den Trunk aus einem großen, schönen Horn her. Unterdessen essen die Damen. Sind auch diese gesättiget, dann trinkt alles gemeinschaftlich und jauchzet: Es lebe Freude und Jugend! Die ganze Gesellschaft jubelt und scherzt, und selten unterbricht sie Bitterkeit oder üble Laune. — Diese ganze Zeit über blutet das arme Schlachtopfer vor der Thür, jedoch nur wenig. So lange sie noch einen Bissen Fleisch von den Rippen des Thiers abschaben können, geben sie sich mit denjenigen Theilen, wo große Schlagadern liegen, nicht ab. Zuletzt fallen sie denn auf eben die Art über die Keulen her. Bald darauf blutet sich das Thier zu tode, und sein Fleisch wird so zähe, daß die Kannibalen, denen dieser Rest zu Theil wird, ein saures Stück Arbeit damit haben, das zähe Fleisch von den Knochen, gleich den Hunden, mit den Zähnen zu reißen.

V.

Ueber Volksmenge, Sitten und Charakter der Einwohner von Philadelphia.

Bei der im Jahr 1790 angestellten Volkszählung befanden sich in der Stadt Philadelphia 42000 Einwohner, jetzt aber ist diese Anzahl, theils durch innere Vermehrung, theils durch den Zufluß von Fremden, bis auf 50000 gestiegen, troß des gelben Fiebers, das im Jahr 1793 an die 4000 Menschen wegraffte.

Die Einwohner sind Engeländer, Irrländer, Schottländer, Franzosen, Deutsche und eingeborne Amerikaner, welche leztere von allen diesen verschiedenen Nationen abstammen und natürlich die zahlreichste Classe ausmachen.

Jeder dieser Einwohner treibt ein bestimmtes Geschäft; sehr wenige nur leben von den Renten ihres bereits erworbenen Vermögens, und selbst diese bleiben nicht müßig, sondern kaufen und verkaufen Ländereien;

denn das Land ist in America ein ordentlicher Handelsartikel.

In einer Stadt, wie Philadelphia, wo ein so großer Zusammenfluß verschiedener Menschen ist, müssen sehr natürlich auch die Sitten verschieden seyn; eine allgemeine Bemerkung aber ist es, daß die Philadelphier weder höflich, noch gastfrei gegen Fremde sind. In den Gesellschaften der Vornehmen herrscht ein stolzer, hoher Ton, und es scheint, daß ihnen nichts erwünschter seyn würde, als wenn eine Art von Adel unter ihnen statt finden könnte, damit sie sich im Aeussern eben so sehr von ihren Mitbürgern unterscheiden könnten, als sie in ihrer Einbildung sich über sie erhaben glauben. Alle Classen von Einwohnern überhaupt, haben eine zurückscheuchende Kälte und Verschlossenheit, als argwöhnten sie überall böse Absicht. In Gesellschaft sind sie unbelebt und still, und es ist nicht ungewöhnlich, daß man in den angesehensten Häusern Gesellschaften von zwanzig bis dreißig Personen findet, die in einem Kreise beisammen sitzen, von denen aber jeder nur ganz leise mit seinem Nachbar spricht. Zwischen sechs und sieben Uhr des Abends kömmt man zusammen; dann wird sehr förmlich Thee herumgegeben, und um zehn Uhr geht Jeder, müde vor langer Weile, nach Hause. Doch kennen sie auch Musik, Kartenspiel und Tanz. Die Musik ist freilich nicht weit her; aber auf das Tanzen, das ihr Lieblingsvergnügen ist, verstehen sie sich wirklich sehr gut.

Die jungen Weiber sind größtentheils sehr schön, aber nach einigen Wochenbetten gewöhnlich verblühet, werden bleich, verlieren die Zähne, und sehen sich gar nicht mehr ähnlich. Selten findet man, daß eine Frau von vierzig Jahren, die viel Kinder gehabt hat, noch einige Spuren ihrer vorigen Schönheit hätte. — Daß die Amerikaner überhaupt ihre Zähne so früh verlieren, hat schon längst die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich gezogen. Man wollte die Ursache davon in dem schnellen Uebergang von der Hitze zur Kälte, suchen. Die eingebornen Indianer aber und die Neger, die der nehmlichen Veränderung des Clima und in noch größerem Maaße, ausgesetzt sind, empfinden dies Uebel nicht. Eine wahrscheinlichere Ursache ist daher wohl die, daß man überhaupt, besonders aber tiefer im Lande, fast das ganze Jahr hindurch von eingesalzenem Fleisch und Fischwerk lebt.

Oeffentliche Vergnügungen giebt es in Philadelphia erst seit dem Jahre 1799. — Der alte Magistrat, der meistens aus Quäkern bestand, war gegen die Einführung derselben. Jetzt aber sind zwei Theater und ein Amphitheater errichtet. Die unangenehme Sitte, im Theater Taback zu rauchen, wird aber so sehr übertrieben, daß andere Zuschauer, die nicht rauchen, es kaum aushalten können, und zwischen den Akten lassen sich die Leute im Parterre Wein und Porterbier geben, als wären sie in einem Wirthshause.

Die Schauspieler sind größtentheils aus Engelland oder Irrland; sie spielen eben nicht ganz vorzüglich, aber doch im Ganzen so, wie man es von einer herumziehenden Truppe erwarten kann. — In dem Amphitheater werden Voltigir- Reuterkünste und andere gymnastische Spiele gegeben. Alle vierzehn Tage sind Bälle und gelegentlich öffentliche Konzerte. Doch finden diese Lustbarkeiten nur im Winter statt, wo der Congreß versammelt, und die Schiffarth des Eises halber gehemmt ist. Im Sommer zieht Jeder, der es nur irgend möglich machen kann, auf ein Landhaus nahe bei der Stadt.

Der Präsident kommt vor der Versammlung des Congresses nach Philadelphia, und bleibt dort, so lange die Sitzung dauert. Wöchentlich einmal nimmt er, zwischen drei und vier Uhr Nachmittags, Cour an, wobei er in Galla erscheint, und eben das auch von allen fremden Gesandten erwartet, die dieses Kostume auch beobachten; nur der französische macht eine Ausnahme, und sucht etwas darin, im Frack hinzugehen; jeder andere, ausser den Gesandten, kann gekleidet seyn, wie er will.

Philadelphia ist derjenige Ort in Amerika, wo die meisten Quäker wohnen, doch machen sie jetzt nur den vierten Theil der Einwohner aus, weil diese durch den Zufluß von andern Sekten so sehr vermehrt worden sind. Die Quäker haben fünf öffentliche Gotteshäuser, die Presbyterianer und Separatisten sechs, die

englisch-bischöfliche Kirche drei, die Katholiken vier, die deutschen Lutheraner zwei, die Schweden eins, die Herrnhuter, die Methodisten und Juden, jede Gemeinde eins, die andern Sekten nach Verhältniß mehr oder weniger. Am Sonntag sind die Bürger, besonders aus den niedern Classen, sehr gut gekleidet.

Ausser den gewöhnlichen Kutschen und Kaleschen englischer Art, giebt es hier auch einige besondere, diesem Welttheile eigenthümliche Fuhrwerke. Eine Art derselben hat einen viel längern Kasten, als unsre Kutschen, ist vorn ganz offen, und der Fuhrmann sitzt mit unter der Decke auf einer Bank. Die Passagiere haben die Gesichter nach den Pferden, und können nach Belieben zwischen sich nnd dem Fuhrmann einen ledernen Vorhang herunterlassen. Auch an der Seite ist der Wagen über dem Bord rings herum, ganz offen, so daß die Decke nur an den vier Ecken von dünnen Stangen getragen wird; an der Decke selbst sind gleichfalls Vorhänge angebracht, die man herablassen, und auswendig befestigen kann. Von derselben Bauart hat man noch größere Fuhrwerke, die Light-Waggon heißen und als Postwägen gebraucht werden. Sie sind bis auf zwölf Personen eingerichtet, aber nicht so zierlich, als jene, und haben gar keine Thür, sondern man muß vorn über den Sitz des Fuhrmanns hinein klettern.

Einige wenige reiche Privatpersonen in Philadelphia haben prächtige Equipagen, aber von der engli-

schen Nettigkeit und Eleganz ist nichts daran zu bemerken, wie man es doch wohl von einer Nation erwarten sollte, die die englischen Moden sklavisch nachahmt und sich zu allem die Muster von daher schicken läßt.

Die Wirthshäuser sind, sowohl in der Stadt, als in Pelsilvanien, ziemlich schlecht. Der ankommende Fremde mag seyn wer er will, so wird er in ein Zimmer geführt, zu welchem Jeder im Hause den Zutritt hat, in welchem alle Gäste gemeinschaftlich frühstücken, und zu Mittag und zu Abend essen. Selten kann ein Fremder, selbst in Philadelphia und andern Städten des Landes ein eigenes Wohnzimmer in dem Wirthshause bekommen, höchstens nur ein eigenes Schlafgemach; und oft muß er sichs gefallen lassen, mit so vielen Menschen in eine Kammer gepackt zu werden daß er kaum zwischen den Betten durchgehen kann.

Fremde, die sich eine Zeitlang in großen Städten aufhalten wollen, müssen in Privathäusern speisen, wozu häufig Gelegenheit ist. Ueberhaupt ist es schwer, eine möblirte Wohnung zu bekommen, ohne sich eben da auch in die Kost zu geben.

Die Bedienung ist überall schlecht, und das kömmt wahrscheinlich daher, weil es sehr schwer hält, Dienstboten zu bekommen, die südlichen Staaten ausgenommen, wo es sehr viele Neger giebt. Ausgewanderte Europäer sind noch die Einzigen, die man in Philadelphia bekömmt, und auch diese dienen nur so lange,

bis sie sich etwas Geld erspart haben, dann verlassen sie ihre Herren aus der so natürlichen Liebe zur Unabhängigkeit, die jeder thätige Mensch in Amerika befriedigen kann. Von den Amerikanern selbst dient nur die niedrigste Classe, weil sie glauben, das Dienen schicke sich nur für Neger, und auch diese sind von den Quäkern in Pensilvanien, und in den andern Staaten, wo einige Schritte zur Abschaffung der ohnehin so unrechtmäßigen Sklaverei geschehen sind, zum Verdruß der Vornehmern belehrt worden, daß sie von der Natur gleiche Rechte mit den Weißen hätten, und sie also nicht verbunden wären, sich zu nichts anderm, als zu Sklavendiensten gebrauchen zu lassen.

VI.

Feierlichkeiten bei der Ankunft eines Unterkönigs in Peru.

Die Stadt Lima ist die gewöhnliche Residenz der Unterkönige von Peru. Die Regierung derselben dauert der Ordnuug nach nur drei Jahre, doch kann diese Zeit durch besondre Vergünstigung des Königs von Spanien noch länger fortdauren. Die Gewalt dieser Unterkönige ist unumschränkt. Sie haben den Vorsitz bei allen Gerichtshöfen, deren Beisitzer gewissermaßen nur ihre Diener in Ausfertigung der Sachen sind. Diese verschiedenen Tribunale sind: der Kriegs- und Finanzrath, die Expedition der Güterverwaltung, die königliche Audienza, die Rentkammer, der Münzhof, der Stadtrath, das Handelsgericht, die königliche Kammer, die Todenkasse, die Inquisition, Universität u. a. m. Die äussere Pracht der Unterkönige ist nicht geringer, als die des Königs selbst; und in der That regieren sie in dem ganzen, ihnen untergebenen Be-

zirke mit der größten Uneingeschränktheit, und mit einem Glanze, der nicht größer seyn kann, daher denn auch ihr Einzug mit Anstalten verbunden ist, die ihrer erhabnen Würde gemäß sind, und wobei der spanische Stolz sich so recht in seiner Größe zu zeigen Gelegenheit hat.

Sobald ein solcher Unterkönig in dem Hafen von Payta, der über 200 Stunden von der Hauptstadt liegt, anlandet, schickt er einen der spanischen Granden aus seinem Gefolge, unter dem Titel eines Ambassadeurs mit Depeschen nach Lima, welche die Nachricht von seiner Ankunft enthalten. Sein Vorgänger, dem diese Depeschen übergeben werden, schickt sogleich einen Courier ab, den neuen Unterkönig zu bewillkommen, der Gesandte aber wird entlassen und ihm ein kostbares Geschenk gemacht, dem jedesmal ein Ehrenamt beigefügt wird, mit der Erlaubniß, es in seinem Namen verwalten zu lassen, wenn sein anderweitiger Beruf ihn daran hindern sollte. — Der neue Unterkönig wird unterdessen von allen Corregidores, die er auf seinem Wege nach Lima antrift, aufs feierlichste empfangen, und aus allen Bezirken werden ihm Tragsessel geliefert, er wird bedient, begleitet und frei gehalten, bis nach Lima. Kömmt er hier an, so gehet er durch die Stadt, ohne sich aufzuhalten, und begiebt sich nach dem Hafen zu Callao. Hier wird er von einem Alkalden, den die Hauptstadt abschickt, und von allen Offizieren der Festung aufs feierlichste empfan-

gen. Man giebt ihm den Pallast in der Festung zur Wohnung ein, der in dieser Absicht prächtig ausmöblirt ist. Am folgenden Tag erscheinen alle geistlichen und weltlichen Tribunäle, ihn zu bewillkommen, er selbst aber sitzt unter einem Thronhimmel, und hört ihre Reden an. Die königliche Audienza erscheint zuerst, hernach kommen die andern Collegien, als: die Rentkammer, die Geistlichkeit, der Stadtrath, das Handelsgerichte, die Inquisition, die Universität, die Superioren der geistlichen Orden und andre angesehene Leute. Nach geendigter Cour wird ein prächtiges Mittagsessen gegeben, des Abends aber ist Schauspiel, wobei auch die Weiber zu erscheinen Erlaubniß haben.

Am folgenden Tage fährt er in einer prächtigen Carosse aus, die ihm die Stadt schickt, und begiebt sich in eine Kirche, die auf dem halben Wege zwischen Callao und Lima liegt. Hier findet er schon seinen Vorgänger gegenwärtig, der ihm den Commandostab überreicht, und gleich darauf gehen sie auseinander, der eine, um den Stand einer Privatperson wieder anzunehmen und nach Spanien zurückkehren; der andere, um seinen öffentlichen Einzug in die Hauptstadt zu halten. Alle Straßen sind alsdann gereinigt, mit reichen Tapeten behangen und mit Triumpfbögen geschmückt, wo Kunst, Geschmack und Reichthum mit einander wetteifern. Sobald sein Gefolge beisammen ist, steigt er nebst den vornehmsten

Mitgliedern seiner Familie zu Pferde, die ihm die Stadt liefert. Das Militär zieht alsdann Compagnienweise vor ihm vorüber, nachher die Schulen, die Universität, und endlich alle Mitglieder der verschiedenen Tribunäle, die auf kostbar geschmückten Pferden reiten. Die Kleidung des Stadtraths bestehet in langen Röcken von karmoisinrothem Sammet, mit großen Mützen auf den Köpfen; doch werden diese Kleider bei keiner andern Gelegenheit, als dieser, gebraucht. Einige dieser Herren gehen zu Fuße und tragen den Thronhimmel, worunter der Unterkönig sich befindet. Zwei von den Alkalden bedienen ihn beim Reiten und halten auf jeder Seite den Zaum des Pferdes. Der Zug geht durch verschiedene Straßen, die zuletzt auf den sogenannten Königsplatz führen. Der Unterkönig steigt dort an der Thür der Kathedralkirche ab, wo der Erzbischof, an der Spitze seines Kapittels, ihn empfängt. Gleich nach dem Eintritt in die Kirche wird das De Deum angestimmt, und der Unterkönig, samt den Mitgliedern der Tribunäle, setzt sich auf reichgestickte Polsterstühle. Nach geendigtem Gesange steigt er wieder zu Pferde, und begiebt sich nach dem Pallast, wo er im Beiseyn des gesammten Adels, Mittagstafel hält. Am andern Tag begiebt er sich abermals in die Kirche, aber nicht zu Pferde, sondern zu Wagen und in keiner andern Begleitung, als in der seiner Leibwache. Der Erzbischof hält dann das Hochamt über ihn aufs feierlichste, und nach dessen

Endigung kehrt der Unterkönig nebst dem ganzen Adel nach dem Pallast zurück, bei welcher Gelegenheit von dem Erstern nichts versäumt wird, sich in seiner völligen Pracht zu zeigen. An diesem und den zwei folgenden Tagen werden Erfrischungen im Ueberflusse aufgetragen, wobei das Confekt und die gefrornen Sachen in goldnen Schaalen herumgegeben werden. Allen Weibern ists erlaubt, in den Pallast zu kommen und sich in den Säälen, Gallerien und Gärten angaffen und bewundern zu lassen.

Auf diese Feierlichkeiten folgt das Wettlaufen und die Gefechte der Stiere, welches fünf Tage dauert. Die ersten drei Tage geschieht es dem Unterkönig zu Ehren, die beiden letzten aber für den Gesandten, der die Nachricht von der Ankunft des Erstern, nach der Stadt gebracht hat. Sind diese lärmenden Lustbarkeiten vorüber, so treten an ihre Statt ruhigere und solidere Unterhaltungen, zu denen die Schulen und die Universität den Stoff liefern. Der Ruhm des Unterkönigs wird durch allerhand sinnreiche Abhandlungen in Pöesie und Prosa gepriesen und öffentliche Preise werden auf diejenigen Ausarbeitungen gesetzt, die sich vor andern am besten und vortheilhaftesten auszeichnen. Der Rektor der Universität, der dem Unterkönig gegenüber sitzt, hält ihm zu Ehren eine Rede, und übergiebt ihm seine sämtlichen Schriften kostbar gebunden. Die Mönche disputiren über allerhand Sätze, und halten Lobreden, die Nonnen geben

Erfrischungen und Conzerte, der Unterkönig aber findet sich nach und nach bei allen diesen Festen ein. Wenn man der Sage im Lande trauen darf, so ließen die Einwohner von Lima im Jahr 1683, da der Herzog von Palata Unterkönig von Peru wurde, die Straßen, durch welche der Zug nach seinem Pallast gieng, mit großen gegossenen Silberplatten pflastern. Eine jede dieser Platten sagt man, wog 200 Mark, und diese Ausgabe allein betrug 80 Millionen Piasters.

Ein Unterkönig von Peru giebt alle Tage dreimal Audienz, das einemal den Indianern, dann den Spaniern und endlich den Damen aus der Stadt, denn an seinem Hofe ist Pflicht und Galanterie wunderbar genug vereiniget. — Seine bestimmten jährlichen Einkünfte kommen mit dem Range und Ansehen, worin er steht, nicht in Vergleich, denn sie betragen nicht mehr als 200000 Franken; aber die ausserordentlichen, unbestimmten Zuflüsse erhöhen seine Einkünfte um ein Ansehnliches. So hat er die Besetzung von mehr als 100 Privat-Statthalterschaften, so wie von allen Civil und Militärämtern, und dieß trägt ihm unermeßliche Reichthümer ein. Der allgemeinen Behauptung nach, soll er durch diese ausserordentlichen Zuflüsse im Stande seyn, mehr als 80000 Mann Infanterie und Kavallerie auf die Beine zu stellen. In seinem Pallast hat er einen Betsaal, wozu sechs Kapelläne, ein Küster und ein Chor Musiker angesetzt sind.

Ausserdem hält er sich eine besondere Leibwache zu Pferde und zu Fuß, deren Montirung an Pracht und Kostbarkeit keiner ähnlichen eines andern Monarchen etwas nachgiebt, und er geht nie aus, ohne von achten dieser Leibwache begleitet zu werden. Sie besetzen das Hauptthor des Pallasts und gemeiniglich auch die Vorzimmer. Ausser diesen beiden Garden hat er auch noch ein Corps von hundert Soldaten, die zur Vollziehung seiner Befehle bereit stehen.

VII.

Ueber die Tarantel, ihren Biß, und dessen vermeintliche Wirkungen.

Diese merkwürdige Spinne, welche in allen Naturaliensammlungen gezeigt wird, findet sich häufig in der Gegend von Taranto im Königreiche Neapel, wovon sie auch ihren Namen bekommen hat. Sie ist aber auch in ganz Apulien und in den Provinzen Lecce und Bari nicht selten, und eben so häufig wird sie auf Sicilien angetroffen. — Diese Tarantel hat fast das Ansehen und die Gestalt unserer Hausspinnen, nur ist sie in allen ihren Theilen viel größer und stärker. Ihre Füße und die untere Seite des Bauches sind schwarz und weiß gesprengt. Die Oberseite des Leibes und das ganze Vordertheil sind schwarz, doch hin und wieder ins Gelbe spielend, ihr Kopf ist ebenfalls schwärzlich, der Brustschild ist grau und schwärzliche Linien laufen von der Mitte nach allen Seiten.

Die Spinne selbst hat acht Augen, welche von den Augen aller andrer Spinnen ganz und gar verschieden sind, sowohl in Absicht der Farbe, als in Absicht ihrer Construktion. Die Augen aller anderen Spinnen sind schwarz oder schwarzroth, mit einer harten, durchsichtigen Rinde bedeckt, und bleiben auch so unverändert nach dem Tode; die Augen der Tarantel aber sind mit einer feuchten und harten Hornhaut überzogen, die nach dem Tode welk und schlapp wird. Die Farbe der Augen fällt ins Goldgelbe, ist glänzend und funkelnd, wie die Augen der Hunde und Katzen, wenn man sie im Finstern siehet. Viere von diesen Augen stehen in Form eines Quadrats mitten auf der Stirn und viere in einer horizontalen Linie. Diese letztern machen den untern Rand der Stirn unter den vier erstern und stehen unmittelbar über der Wurzel der Freßzange. An Größe sind sie merklich von einander verschieden. Die vier erstern sind fast gleich groß, haben etwa eine Linie im Durchmesser, und sind ohne Vergrößerungsglas sehr wohl zu sehen; allein die letztern sind nur halb so groß.

Von dem Biß der Taranteln und dessen sonderbarer Wirkung hat man sehr viele Geschichten, die aber so fabelhaft sind, daß man wohl kaum glauben kann, das, wenn anders das Thier wirklich verwunden kann, diese Wunde etwas sehr Nachtheiliges, geschweige denn dergleichen sonderbare Folgen haben sollte. Wir wollen zur Unterhaltung einige Anekdo-

ten darüber, die man ehedem ganz unbezweifelt glaubte, hersetzen. Zuvor aber müssen wir noch erinnern, daß man ehedem auf den Biß der Tarantel eine wirkliche Tanzwuth folgen ließ, und steif und fest behauptete: dergleichen Menschen könnten nur durch Musik und Tanz kurirt werden. Durch den heftigen Schweiß, in den sie vermittelst des angreifenden Tanzens gerathen, sollten dann der allgemeinen Meinung nach, die giftigen und bösen Theile aus dem Blute wieder weggeschaft werden.

Ein unverheirathetes Frauenzimmer in Lecce von ohngefähr vierzig Jahren, nahm auf einmal zusehends ab, ward melancholisch und schien sich ganz zu verändern. Man verfiel sogleich auf den Biß der Tarantel, als der einzigen Ursache ihres krankhaften Zustandes. Da sie aber aus Schaamhaftigkeit nicht tanzen wollte, so nahm ihr Uebel von Tag zu Tag zu, und man hielt sie für verloren, bis sie endlich eines Tages von ohngefähr bei einem Hause, wo eine andere Person tanzte, vorbei fuhr. Nun konnte sie der Wuth zu tanzen nicht länger widerstehen, sprang in das Haus, und, nachdem sie eine Zeitlang mitgetanzt und sich ganz abgemattet hatte, befand sie sich sogleich viel besser, verlor ihre Melancholie und erlangte ihre vorige Gesundheit wieder.

Im dreizehnten Bande des hamburgischen Magazins steht folgende Erzählung eines Italiäners: „Ein armer Mann ward eines Tages auf der Straße krank, und

und man sah sehr bald an gewissen Symptomen, daß dies die Wirkung von dem Bisse einer Tarantel sey. Weil der Priester nicht zu Hause war (denn diese geben sich mit Musik bei dem Taranteltanze ab) so bat man mich, dem armen Teufel etwas vorzuspielen. Er lag ausgestreckt auf der Erde und schien in den letzten Zügen zu seyn. Ich fieng an zu spielen, es währte aber lange, ehe ich in die eigentliche Tonart und Melodie der Tarantella (so nennt man das Stück, das in solchen Fällen gespielt wird) hinein kam. Kaum aber hatte ich dies getroffen, als der Mann anfieng, sich zu bewegen und endlich aufzuspringen. Er sah sich überall wild um, und alle Gelenke seines Körpers waren in Bewegung. Sobald ich aufhörte zu spielen, fiel er nieder, schrie laut und verdrehete alle Glieder, krazte in die Erde und krümmte sich wie ein Wurm. Kaum fieng ich wieder an, so sprang er abermals auf und tanzte sehr wild, zwar mit genauer Beobachtung des Taktes, aber mit den sonderbarsten und possirlichsten Geberden. Er schwizte sehr und ich spielte immer schneller. Ohngefähr eine Stunde mochte er getanzt haben, als man ihm einen bloßen Degen gab, den er bei der Spitze in die Hand nahm, und aus der einen Hand in die andre warf, ohne sich im Tanzen irre machen zu lassen. Bald bluteten Hände und Füße, vom Degen zerstochen, gleich stark. Zulezt ward er so matt, daß er nicht mehr tanzen konnte, sondern nur seinen Körper nach

dem Takte bewegte. Endlich fiel er ohne Bewegung nieder. Man setzte ihn darauf in ein großes Faß voll laulichtwarmen Wassers, ließ ihm zur Ader, brachte ihn darauf ins Bett, worin er sehr schwizte, und nach einem Schlaf von fünf bis sechs Stunden gesund und frisch aufstand."

Und aller dieser und ähnlicher Erzählungen ohngeachtet, hat die arme Tarantel nicht den geringsten Antheil an dieser Krankheit. Sie ist im Grunde von eben der Art, wie diejenige, welche die Sonnenhitze in allen südlichen Gegenden erzeugt. Die Schnitter und andre Personen, die sich der Sonnenhitze am meisten aussetzen, sind am aller ersten den Fiebern oder Krankheiten ausgesetzt, die man von der Tarantel herleitet, und deren Heftigkeit oder Gelindigkeit davon abhängt, ob die Witterung sehr heiß oder gemäßiget ist. Ja, man heilt fast alle Fieberarten auf die angeführte Weise, und demohngeachtet ist das Vorurtheil so groß, jene Krankheiten ohne Ausnahme von dem Tarantelbiß herzuleiten und zu behaupten: daß die Musik das Gift des Bisses bezaubere. Man hat nie die geringste Spur eines Bisses bei solchen Patienten gefunden.

Es ist also wirklicher Betrug und wahres Vorurtheil, wenn man dieses, von der Sonnenhitze vorzüglich herrührende Uebel dem Tarantelbisse zuschreiben will. In Malta sind dieselben gefährlichen Krankheiten, und zwar in so heftigem Grade, daß sie binnen vier

und zwanzig Stunden tödlich werden, und jeder schreibt sie der Sonnenhitze zu. Sehr gut wissen die Tarántulisti in Italien, dieses Vorurtheil zu benutzen. Dies sind Vagabonden, die unter dem Vorwande, von Taranteln gebissen zu seyn, das Königreich Neapel durchstreifen, und alle jene Symptome, die man der Krankheit selbst beilegt, genau nachzumachen verstehen.

Das Ganze ist also Betrug und Aberglauben, und es ist gewiß, daß von dem Biß der Taranteln in den Todenlisten zu Taranto nichts zu finden ist. Die Krankheit nimmt mit jedem Jahre ab und dürfte bald allen Glauben verlieren, wenn nicht manche gewinnsüchtige Betrüger und auch andere Personen ihren Vortheil dabei fänden? Wer würde z. B. den guten Nonnen das Tanzen abschlagen, wenn sie einen Tarantelbiß vorschützen? Oder wer würde einem armen, in der Art kranken Manne wohl nicht gern eine kleine Geldunterstützung geben? u. s. w. — Dies aber sind gerade die Hehler der Wahrheit und suchen diesen Irrthum zu ihrem Vortheil so lang als möglich zu erhalten.

VIII.

Kurze Geschichte der Entdeckung des Magelhanischen Landes und andrer südlicher Polarländer.

Ferdinand Magelhan ein portugiesischer Edelmann, der in Indien unter Franz von Albukerke diente, trat in die Dienste Kaiser Carl V. weil er mißvergnügt war, daß der König Emanuel, sein Herr, ihm eine Vermehrung seines Soldes verweigert hatte. Als geschmeidiger Höfling wußte er die Rechte seines neuen Herrn, des Kaisers, so weit auszudehnen, daß er behauptete, die moluckischen, oder ostindischen Gewürzinseln gehörten ganz offenbar eher den Spaniern, als den Holländern, und um sich dem Kaiser noch mehr zu empfehlen und ihn für seine ehrgeitzigen Pläne zu gewinnen, erbot er sich, selbst nach diesen Inseln auf einem ganz andern Wege, als den die Holländer nahmen, zu gehen, das hieß: nicht um

das Vorgebirge der guten Hoffnung zu seegeln, sondern einen ganz neuen, noch nie befahrnen Weg gegen Westen zu wählen. Die ganze Reise wolle er auf seine eignen Kosten übernehmen; wenn er sich den Schutz des Kaisers bei diesem Unternehmen versprechen könne. — Sein Vorschlag schien fremd; man wußte von keiner Verbindung des Nordmeers mit dem Südmeere; aber Magelhan, als ein erfahrner Seemann und noch mehr, als denkender Kopf, hatte durch sorgfältige Prüfung und Vergleichung der bisherigen Erfahrungen und Beobachtungen, schon längst im Stillen die Bemerkung gemacht, daß das feste Land von Amerika sich gegen Süden hin in eine eben solche Spitze, wie Afrika endigen müsse; und hieraus zog er den an sich sehr natürlichen und richtigen Schluß, daß beide Meere an dem äussersten Ende von Chili offen seyn müßten, so wie es bei dem Cap der guten Hoffnung ebenfalls ist, das man auch einige Jahrhunderte zuvor nicht vermuthet hatte.

Aufgemuntert durch diese Versicherungen des Portugiesen, entschloß sich der Kaiser, es zu wagen, und ließ eine Flotte von fünf Schiffen ausrüsten, worüber er dem Magelhan das Commando gab. Diese Flotte fuhr im Jahr 1519 von Sevilla ab, kam über Teneriffa, Capoverde und Brasilien in dem äussersten Theil des südlichen Amerika glücklich an, und das neuentdeckte Land ward dem Befehshaber zu Ehren das **Magelhanische Land** genannt. Er

hatte die Meerenge, die er eigentlich suchte, noch nicht völlig entdeckt, als sich eine Verschwörung wider ihn entspann, die ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Der lange Aufenthalt, den er der ungestümen Witterung halber in dem Hafen St. Julian hatte machen müssen, nöthigte ihn, mit Austheilung der Lebensmittel sehr ökonomisch zu Werke zu gehen. Man hatte sich geschmeichelt, die gesuchte Meerenge bald zu erreichen; als aber die ausgeschickten Lootsen aussagten, sie hätten nichts als Buchten, allein keine Spur einer Meerenge gefunden; so fieng jeder an, den glücklichen Erfolg dieses Unternehmens zu bezweifeln. Es entstand eine Empörung unter dem Schiffsvolke; man sagte laut, daß die vermeinte Durchfahrt nichts als Einbildung sey, und es wäre thöricht, eine solche fruchtlose Untersuchung weiter fortsetzen zu wollen, das klügste wäre demnach, wieder nach Europa umzukehren. Von diesen mürrischen Beschwerden kam es zu dem wirklichen Vorsatze, den Admiral auf die Seite zu schaffen. Glücklicherweise ward der verderbliche Anschlag noch vor seiner Ausführung entdeckt, und man machte nach untersuchter Sache den Aufwieglern den Prozeß. Drei davon wurden mit dem Strange hingerichtet, die andern ans öde Ufer ausgesetzt.

Kurz darauf verließ Magelhan die Bay St. Julian, und nach einer Reise von vierzig bis funfzig Stunden kam er in eine enge Straße, die völlig das Ansehen einer Meerenge hatte. Die Beschaffenheit

der Winde, der Zug des Wassers, die Ansicht etlicher Stücken von den Floßfedern der Wallfische, die das Meer ans Ufer geworfen hatte, waren der erste Grund, auf den er seine Muthmaßungen bauete. Alles vereinigte sich, diese Muthmaßungen zur Gewißheit zu erheben, und er zweifelte nicht mehr, daß er am Eingange des Kanals sey, der das Nordmeer mit dem Südmeere vereiniget. Die Schiffe liefen in die Mündung ein, die sich in einer Breite von zwei bis drei Stunden gegen Westen hin erstreckt. Weil man aber keinen Ausgang sah, und das Wasser hier so tief war, daß man mit dem Senkblei keinen Grund finden konnte, schickte Magelhan der Sicherheit halber erst eine Schaluppe ab, die den Canal weiterhin untersuchen sollte, und diese entdeckte endlich ein Vorgebirge, das auf einem andern Ocean hervorragte. Diese Nachricht verbreitete die lebhafteste Freude unter dem ganzen Schiffsvolke, und Freudenthränen flossen aus den Augen des Admirals, denn nun war die Entdeckung gemacht. Er nannte diese Erdspitze das gewünschte Cap; seine Leute aber gaben durch einen allgemeinen Ausruf dieser Meerenge den Namen des Magelhan, den sie auch bis diesen Augenblick noch führt. Ihre Länge beträgt gegen eilf hundert Stunden, ihre Breite aber ist sehr ungleich, denn sie beträgt an manchen Stellen viere, an andern aber höchstens nur eine Stunde. Auf der einen Seite hat

 das Land der Patagonen, auf der andern das

Feuerland zu Grenzen. Man findet in dieser Straße verschiedene schöne Häfen, doch legt man sich in ihnen nicht gern vor Anker, selbst nicht einmal an der Küste, weil kein Ankergrund vorhanden ist. Muß man in dieser Straße vor Anker gehen, so wählt man dazu die Mündung etlicher Flüsse, denn bei widrigen Winden ist die Gefahr in den Häfen nicht klein. Die Küstenländer auf beiden Seiten sind mit sehr hohen Gebirgen besetzt, die mit ewigem Schnee bedeckt sind. Gegen Osten und Westen trifft man verschiedene Inseln an, zwischen denen die See mit eben der Gewalt durchströmt, wie bei der Einfahrt in die Straße. — An den schmälsten Stellen der Meerenge sind die Berge auf beiden Seiten so hoch, daß sie bis über die Wolken hinaus zu reichen scheinen, und nur selten wird sie durch die Sonnenstralen erleuchtet. Das Clima war hier so empfindlich kalt, daß die Spanier es nicht wagen durften, sich länger in der Straße aufzuhalten, sondern sich auf das stille Meer begaben, wo sie nach einem dreimonatlichen Herumirren endlich die Philippinischen Inseln erreichten. Sie nahmen davon für die Krone Spanien sogleich Besitz; allein der tapfere Magelhan verlor während des Aufenthalts an diesen Inseln sein Leben. Einer der kleinen Könige dieser Inseln, Namens Sebu, mit welchem Magelhan ein Bündniß geschlossen hatte, gerieth in einen Krieg mit einem andern kleinen Fürsten, Mathan, und in

diesem Gefecht war es, wo Magelhan, indem er seinem Bundsgenossen Hülfe leistete, durch einen feindlichen Lanzenstoß getödet wurde. Sein Name ist indessen unvergeßlich, denn er hat unter allen Europäern die Ehre, der erste zu seyn, der den Weg um die Erde zu Schiffe gemacht hat.

Einer seiner Gefährten, Sebastian Cano, brachte sein Schiff, Viktoria, nebst den übrigen nach einer Abwesenheit von sieben und dreißig Monaten glücklich nach Spanien zurück. Nach der Ausrechnung der Spanier betrug die ganze Länge des zurückgelegten Weges 14460 Stunden vom Morgen gegen Abend. Sie bemerkten mit großer Verwunderung, daß der Tag ihrer Ankunft in Spanien, der nach ihrer Rechnung der sechste September seyn mußte, wirklich der siebente war. Dies war das erste mal, da man Gelegenheit hatte, die nachher so oft wiederholte Bemerkung zu machen, daß, wenn man die Welt von Abend gegen Morgen umschiffet, man bei seiner Zurückkunft einen Tag zu viel hat, so wie man auf dem entgegengesetzten Wege von Morgen gegen Abend, einen zu wenig findet. Durch diese Beobachtung wird man von der Rundung der Erde aufs unwidersprechlichste belehrt.

Das Schiff Viktoria ward zu Sevilla ans Land gebracht und sorgfältig aufbewahrt, als ein Denkmal dieser merkwürdigen Expedition, wodurch der spanischen Macht die marianischen, philippinische nund molucki-

schen Inseln unterwürfig gemacht wurden. Sebastian Cano kam nach Hofe, und wurde von dem Kaiser mit Zufriedenheit und Lob, wie er es verdiente, aufgenommen. Er überreichte dem Kaiser Briefe von den Königen zu Timor und Ternate, worinnen sich diese als Vasallen des spanischen Königs bekannten. Zu gleicher Zeit präsentirte er verschiedene moluckische Indianer, von denen der eine, als der fähigste, zurückbehalten, die übrigen aber, bei der nächsten Reise nach Ostindien wieder in ihr Vaterland zurückgeschickt wurden.

Die Entdeckung der magelhanischen Meerenge wurde von allen europäischen Nationen als ein gemeinschaftlicher Vortheil angesehen, an welchem sie alle gleichen Antheil nehmen wollten. Die Spanier wandten freilich alle Mühe an, alle andern davon auszuschließen; jedoch alle ihre deshalb angewandten Kosten und Aufopferungen, sind völlig fruchtlos gewesen, so daß sie am Ende ihren ausschließlichen Besitz daran haben aufgeben müssen. Sie hatten zuerst an der Mündung der Straße einen Hafen angelegt, den sie Nombre de Jesus nannten, und etwa 150 Kolonisten dahin geschickt. Sie hatten ferner etwas weiterhin ein Fort erbauet, das sie Philippeville hießen, das sie mit starker Munition versahen, und das den Eingang in die Straße beschützen sollte. In diese Festung legten sie über 400 Mann zur Besatzung. Allein in den drei Jahren, die darauf zu giengen, diese

Kolonie zu errichten, ernteten sie nicht den geringsten Vortheil davon. Der Boden war gänzlich unfruchtbar, und reißende Thiere fielen die Kolonisten, selbst in der Festung, an. Als es ihnen zuletzt an allen Vorräthen gebrach, und auch aus Spanien keine neuen Provisionen ankamen, mußten die Meisten vor Hunger und Elend umkommen. Man nannte daher diesen Ort den Hafen der Hungersnoth. Noch jetzt siehet man einige Reste von ehemaligen Gebäuden, die meisten derselben aber sind mit Erde verschüttet. Die große Menge von Todten, die unbegraben liegen blieben, hatte die Luft dergestalt verpestet, daß diejenigen, welche die andern überlebten, sich genöthiget sahen, den Platz zu verlassen. Sie nahmen alles mit, was sie noch mit fortzubringen im Stande waren. Ein jeder nahm seine Flinte, und irrte an der Küste herum, seine Nahrung zu suchen. Einige darunter waren so entkräftet, daß sie sich kaum fortschleppen konnten. Auf diese Art brachten sie ein ganzes Jahr hin, und behalfen sich mit Blättern, Obst, Wurzeln und etlichen Vögeln. Von 400 waren 23 übrig geblieben, und diese nahmen ihren Weg nach dem Flusse de la Plata; die Meisten aber starben noch ehe sie ihn erreichten.

Die große Insel Terra del Fuego (Feuerland) oder vielmehr die Menge der Inseln, die unter

diesem Namen bekannt sind, machen, nebst dem Lande der Patagonen gegen über, den hauptsächlichsten Theil der Magelhanischen Meerenge aus. Ihren Namen erhielten diese Inseln von den ersten Schiffern, die auf ihnen viel Feuer und Rauch bemerkt hatten. Sie sind ungemein gebirgigt, doch finden sich darauf auch sehr schöne Thäler und Ebenen, die durch eine Menge von Bächen bewässert werden. Die Männer gehen ganz nackt, ohngeachtet die Kälte dort sehr heftig ist, und nur die Weiber bedecken ihre Hüften mit Vogelfedern. Die vornehmste Beschäftigung der Einwohner ist die Fischerei, und ihre Kähne sind aus Baumrinde gemacht. Da dieses Land für handelnde Seefahrer keinen Ertrag liefert, so hat man sich keine Mühe gegeben, es weiter zu untersuchen. Die Spanier die es zuerst entdeckten, haben sich wenig darum bekümmert; Berge mit ewigem Eis überzogen, konnten die Besitzer von Peru nicht sonderlich lüstern machen. Der Zufall allein hat uns also nur einige Kenntnisse davon gegeben.

Ueber die Anzahl und Beschaffenheit der Bewohner sowohl des Feuerlandes, als von Patagonen, sind die Nachrichten noch ungewiß. Die Spanier, die gemeiniglich mehr sehen wollen als andre Leute, und denen alles abentheuerlich wird, was sie nicht kennen, nennen sie Riesen. Doch sind nach den neuesten Erfahrungen diese angeblichen Riesen nicht größer, als andre gewöhnliche Menschen. Ihre Farbe ist

weiß, wie die der Europäer, nur bemalen sie ihre Leiber nach Gewohnheit der übrigen amerikanischen Wilden, mit allerhand sonderbaren Figuren. — Die Feuerländer tragen Halsbänder von weißen, glänzenden Muschelschaalen, und um den Leib einen ledernen Gürtel. Ihre Speise ist ein gewisses bitteres Kraut dessen Blume unsern Tulpen gleicht; ihre Wohnungen sind Höhlen. Den ersten Spaniern, die unter Magelhan ihr Land besuchten, leisteten sie viele Dienste, arbeiteten mit ihnen und ernährten sie von dem Ertrage ihrer Fischereien. Von der Sprache dieser Völker verstand man nichts, sie mochten fragen oder antworten. Unaufhörlich wiederholten sie den Ausruf hoo! hoo! und das Wort Pescheräh, daher sie denn auch in der Folge Pescherähs genannt wurden. — Sie bezeigten den größten Ekel vor allen Speisen und Getränken, die ihnen angeboten wurden: übrigens scheuten sie sich nicht, Fremde zu sehen, und lebten mit ihnen ohne Argwohn und Furcht. Sie waren auch ziemlich gelehrig und schienen eines Unterrichts fähig zu seyn.

Dieses, dem Südpole am nächsten gelegene Land in der bekannten Welt, wird von lauter erstaunlich hohen Gebirgen eingeschlossen, die sich mit ihren Gipfeln in den Wolken verlieren und mit beständigem Eis und Schnee bedeckt sind. Der Anblick dieser Gebirge, unter denen auch ein Vulkan ist, der unaufhörlich Flammen und Rauch auswirft, ist ungemein

grausenvoll; doch noch weit fürchterlicher ist die Ansicht von dem Staaten Eiland. Man giebt diesen Namen einer Insel, die ein gewisser Jakob le Maire entdeckt hat. Der gänzlich unbedeckte und unfruchtbare Boden dieser Insel liefert dem Auge des Schiffers nichts weiter, als eine Reihe unersteiglicher Felsen, mit scharfen und spitzigen Gipfeln, mit Klüften und Abgründen, und die Felsen selbst scheinen nur zu schweben, und jeden Augenblick den Einsturz zu drohen. Diejenigen Felsen, die zur Grundlage der übrigen dienen, sind von einander gespalten, und diese Spalten scheinen bis in das Innerste des Steins, bis an seine Wurzeln zu dringen. Kurz, man kann sich nichts wilderes, unwirthbarers und öderes denken, als diese Küste, gegen die alle Küsten der rauhesten nördlichen Polarländer nichts sind. — Diese Insel liegt höher als das Feuerland, hat aber kaum zwölf Stunden im Umfange, und der beständige Schnee, der nie ganz zerschmilzt, macht sie gänzlich unbewohnbar. Auch ist sie von keinem lebendigen Geschöpfe bewohnt, als von Meerkälbern und Seehunden, die sich an ihrem schroffen und traurigen Gestade heerdenweise lagern.

Zwischen dem Feuerlande und dieser schrecklichen Insel, ist die berühmte Meerenge des le Maire, durch deren Entdeckung das Andenken dieses Schiffers verewiget worden ist. — Die Holländer hatten einer Handelsgesellschaft das ausschließende Recht verliehen,

durch die Magelhanische Meerenge nach Indien zu gehen. Le Maire, der nicht mit zu dieser Gesellschaft gehörte, dachte sich einen andern Weg aus, wo er nicht durch diese Meerenge schiffen durfte, und folglich dem ertheilten Rechte nicht zuwider handelte. Er verband sich mit einem sehr erfahrnen Schiffer, dem Wilhelm Schouten, und in der Hoffnung, Länder zu entdecken, wo sie kostbare Handlungsartikel finden würden, rüsteten sie zu Hoorn zwei Schiffe aus und seegelten nach Brasilien. Bei dieser Schiffarth, die auf bloses blindes Glück unternommen ward, aber besser ausfiel, als es sich zwei solche verwegene Schiffer denken konnten, entdeckten sie die vorhin erwähnte schreckliche Insel, und nannten sie das Staaten-Eiland, gaben der südlichen Landspitze von Terra del Fuego den Namen Cap Hoorn, hießen Barnevelt eine der übrigen kleinen Inseln, und legten endlich den Namen der Meerenge von le Maire derjenigen Durchfahrt bei, die sie glücklicher Weise auf der südwestlichen Seite der Magelhanischen Meerenge entdeckt hatten.

Dieser neue Weg, der die Handlung nach dem stillen Meere öffnete, hat Gelegenheit gegeben, daß man den vorigen durch die Magelhanische Meerenge nicht mehr achtet, und ihn wegen seiner Länge und Beschwerlichkeit nicht leicht mehr befährt. Allein nach der Meinung der erfahrensten Seeleute thät man wohl, wenn man auch den durch die Straße des le

Maire vermiede, weil die reißenden Seeströme sehr oft den größten Aufenthalt verursachen; und statt dessen weiter hin gegen Süden um alles Land herumführe, wo man eine ruhigere See haben, und weit weniger Gefahren und Ungemächlichkeiten ausgesetzt seyn würde.

IX.

IX.

Die Fackirs oder Indischen Büßer.

Fast jede Religion hat bei ihrem Ursprunge Schwärmer hervorgebracht, die sich in Wildnisse verliefen, und das höchste Wesen durch Gebete und körperliche Kasteiungen besonders gefällig gegen sich machen zu können glaubten. Aber gewöhnlich überlebte diese heilige Raserei die Jugend der neuen Religion nicht. Die Zöglinge jener ersten Anachoreten schlichen sich heimlich wieder zu den Menschen heran, behielten aber das Ansehen, als wenn sie sich blos mit überirdischen Dingen beschäftigten. So entstanden die Mönchsorden, die nur den Schein der Verachtung aller irdischen Größe, Uneigennützigkeit und tiefen Demuth haben, und im Grunde doch nach Ehre, Macht und Reichthum streben.

Aber nur in Indien trift man noch einige jener überspannten Schwärmer an, die aus wirklicher Bi-

gotterie und Schwärmerei die beschwerlichsten Selbstopfer und strengsten Büßungswerke verrichten. Die verehrtesten darunter sind die Sanaschis. Das Volk hält sie für Heilige. Sie weihen sich der Gottheit, und schwören, arm, keusch und nüchtern zu leben. Gewöhnlich irren sie halbnackend mit geschornem Kopfe herum, und nur ein Stück gelber Leinwand bedeckt ihren Rücken. Sie leben nur von Allmosen, und essen nur so viel, als hinreicht, ihr Leben zu erhalten.

Die Pandarons sind ebenfalls sehr beliebt. Sie beschmieren sich das ganze Gesicht, Brust und Arme mit Asche aus Kuhmist. Sie leben gleichfalls von Allmosen, verheirathen sich aber. Für die Allmosen, die man ihnen giebt, theilen sie aus Erkenntlichkeit Kuhmistasche unter ihre Wohlthäter aus. Eine besondere Gattung dieser heiligen Schwärmer heißt Kare Patrepandarons, die das Gelübde gethan haben, niemals zu reden. Sie gehen in die Häuser, schlagen die Hände gegen einander, und bitten so um Allmosen. Was sie erhalten, verzehren sie auf der Stelle, ohne an die Zukunft zu denken.

Die Kaschi-Kaori haben es mit dem heiligen Wasser des Ganges *) zu thun, welches sie aus-

*) Der Ganges ist ein sehr großer Fluß, der in Asien, in den nördlichen Grenzgebirgen von Hindostan entspringt. Sein Lauf erstreckt sich wohl auf 400

theilen, und Sterbenden einige Tropfen davon in den Mund und über den Kopf gießen.

Die Tadins gehen ebenfalls betteln, tanzen und singen dabei Lobgesänge auf den Gott Vischnu, und schlagen dazu mit der Hand eine Art von Trommel, und wenn ein Vers geendigt ist, rühren sie mit einem Stöckchen, das sie zwischen den Vorderfingern der rechten Hand halten, ein kupfernes Becken, das am Arm unter der linken Faust hängt, und einen sehr hellen Ton von sich giebt. Ihre Füße sind mit Schellen versehen, und der Körper ist mit gelber Leinewand bekleidet.

Die Satadewens stellen einen besondern Mönchsstamm vor, in den kein andrer Indianer treten kann. Diese beschäftigen sich damit, Blumenkränze zu winden und zu verkaufen. Sie leben übrigens ebenfalls von Allmosen.

Meilen, wo er sieben Flüsse aufnimmt, die fast alle so groß sind, wie der Rhein in Europa. Sein Wasser wird bei den Hindus für heilig gehalten, und von vielen Pilgrimmen besucht, die es trinken, und sich darin baden, in der Meinung, ihre Sünden in demselben abzuwaschen. Die Indianischen Geistlichen, (Braminen) versenden es in versiegelten Flaschen durch ganz Indien, wo es an den Tafeln der Vornehmen bei dem Nachtische aus kleinen Gefäßen, als etwas Heiliges und Köstliches getrunken wird.

Die berühmtesten aber, oder wenn man will, die berichtigtsten Mönche der Indianer sind die Fackirs oder die Büßer. Den Namen Fackirs führen sie eigentlich bei den Mongoln, in Ostindien heißen sie gewöhnlich die Senasseys. Sie verlassen aus heiliger Schwärmerei, Güter, Familie, kurz alles, um nur ein recht elendes Leben zu führen, und sind im eigentlichen Verstande eine besondere Classe von bettelnden Philosophen.

Diese Fackirs bringen theils als Einsiedler ihr Leben auf den Spitzen der abgelegensten Berge, in beständiger Einsamkeit und Betrachtung zu, ohne sich jemals von da weg zu begeben. Sie lassen sich Haare und Nägel wachsen, und leben blos von dem, was ihnen das aberglaubige Volk aus Gutthätigkeit mittheilet. Ueberdies beobachten sie sehr strenge Fasten, und bleiben oft sehr lange ohne Speise, bis die Natur gänzlich entkräftet und erschöpft zu seyn scheint. Andere, und zwar die meisten der Fackirs laufen ganz nackt, oder so wenig bedeckt als möglich, im Lande herum, und machen ein Handwerk daraus, ihren Lebensunterhalt zu erbetteln. Sie halten sich gemeiniglich in den Vorstädten auf, wo sie den Tag über ein Feuer anmachen und des Nachts in der warmen Asche schlafen. Sie nehmen oft berauschende Sachen zu sich, wodurch sie auf einige Zeit ihres Verstandes beraubt werden. Dieser Zustand macht sie in den Augen des Volks nur um desto ehrwürdiger, welches ihre sinnlo-

sen Reden für göttliche Begeisterung hält. — Die Reisebeschreiber erzählen uns die seltsamsten Geschichten von den Grimassen dieser Betrüge. Sie zerfleischen und verstümmeln ihre Leiber auf die unglaublichste Art. Sie nehmen gewisse höchst beschwerliche und unnatürliche Stellungen an, in welchen sie unbeweglich stehen oder liegen bleiben, ohne irgend eine andre Nahrung zu sich zu nehmen, als die, welche ihnen von den vorübergehenden oder von andächtigen Personen geboten wird, die es für ein Verdienst halten, diese elenden Geschöpfe zur Ehre der Gottheit zu füttern. Besonders rühmt man die Empfindsamkeit der Indianischen Damen, die sich ein eignes Geschäft daraus machen, dergleichen büßende Einsiedler zu besuchen, und ihnen mit eignen Händen Nahrung zu reichen, ohne an der öfters nicht sehr erbaulichen Stellung des Einsiedlers ein Aergerniß zu nehmen. Dagegen rühmt man aber auch die kräftige Wirkung dieser Mildthätigkeit, die nicht selten durch glückliche Hebung einer schimpflichen Unfruchtbarkeit belohnt wird. Sie pflegen sich sogar in dergleichen obscönen Attituden an die Thüren der Pagoden hinzustellen, wo sich denn besonders die Weiber ihrem Gebete empfehlen und sie reichlich beschenken, Einige durchstechen ihre Zunge mit einem spitzigen Pfeile und laufen so durch alle Straßen. Andere lassen sich einen gitterförmigen eisernen Kranz um den Hals legen, der so breit ist, daß sie mit den Händen gar nicht zum Munde kommen

können. Diese würden also nothwendig Hungers sterben müssen, wenn man sie nicht fütterte — Andere dieser Schwärmer halten bisweilen den einen Arm in einerlei Richtung so lange in die Höhe, bis er ganz erstarrt, und so bleiben sie ihr ganzes Leben hindurch. Einige drücken ihre Fäuste fest zusammen und behalten sie so, bis ihre Nägel in die flachen Hände wachsen und auf der obern Hand wieder hervorkommen. Wieder andere drehen ihr Gesicht rückwärts über die Schulter und bleiben in dieser Stellung, bis ihr Kopf mit dem Gesicht hinterwärts gekehrt, stehen bleibt — Manche drehen ihre Augen so, daß sie immer nur die Spitze ihrer Nase sehen; noch andere legen sich niemals nieder, sondern stehen ihr ganzes Leben hindurch, wobei sie sich entweder an einen Stab lehnen, oder an einem unter die Arme durchgezogenem Seile halten. — Viele halten es für einen besondern Geruch ihrer Heiligkeit, wenn sie sich den ganzen Leib mit Kuhmist beschmieren, oder den Hintern mit kleinen Nägeln beschlagen Und das alles hält das gemeine Volk für sehr verdienstlich und bezeigt deshalb gegen die Fackirs eine besondere Ehrfurcht.

Inzwischen hat man in den neuern Zeiten viele dieser Behauptungen für übertrieben und unwahr erklärt. Es ist auch sehr wohl möglich, daß Manches davon übertrieben ist, da es viel Reisende giebt, die diese Fackirischen Zeichen und Wunder nicht bemerkt haben. Wahrscheinlich sahen einige derselben manche

religiöse Tollheiten und ließen sich die übrigen als Wahrheiten aufheften, oder beteten sie frühern Reisebeschreibern nach. — Daß übrigens der Mensch auf dergleichen Thorheiten, aus Begierde vor allen andern religiös und andächtig zu erscheinen, sehr leicht verfallen können, davon haben wir in der ältern und mitleren Geschichte Beweise genug. Dahin gehören unter andern die Essener bei den Juden, die Pythagoräer bei den Griechen, und die Anachoreten bei den Christen in Egypten und andern Ländern, von denen sich sogar manche aus übergroßer Heiligkeit auf freistehende funfzig bis hundert Fuß hohe Säulen stelleten und ihre ganze Lebenszeit darauf zubrachten.

Nach der Angabe einiger Reisebeschreiber soll es über 100000 dergleichen Müßiggänger in Hindostan geben, wovon ein Theil sich zur Muhamedanischen Religion bekennet, die übrigen aber dem wirklichen Götzendienste ergeben sind. Diese versammeln sich zuweilen in Haufen von zehn bis zwölf tausend, und haben einen Vorsteher. Unter dem Vorwande, nach gewissen heiligen Orten zu wallfahrten, setzen sie ganze Provinzen in Contribution. Der Vorsteher eines solchen Trupps heiliger Schwärmer schleppt eine große, über sechs Fuß lange Kette hinter sich her. Mit dieser rasselt er so lange, als er seine Gebete hersagt, welches mit lauter Stimme und einer erzwungenen Herzhaftigkeit geschiehet.

Wenn er betet, so bereitet das Volk auf der Stelle, wo er steht eine Mahlzeit. Hier läßt er von seinen Schülern Teppiche hinbreiten, und nachdem er sich darauf niedergesetzt hat, ertheilt er dem Volke Audienz, indem er vorgiebt, daß ihm Gott die wichtigsten Geheimnisse offenbare, und ihm das Vermögen ertheilt habe, Personen in Widerwärtigkeiten durch seinen Trost aufzurichten. Das Volk wirft sich dann auf die Erde, seine Füße zu küssen. Der Fackir reicht einigen auch wohl seine Hand zum Küssen hin, läßt alle um sich herum sitzen und hört jeden besonders an.

Wenn sie reisen, so haben sie ihre Fahnen, Lanzen und andre Waffen, und wenn sie sich versammeln sollen, wird durch das Blasen eines Horns oder durch Trommelschlag das Zeichen dazu gegeben. Wenn der Zug gegen eine Moschee oder Pagode zugeht, so fliehen die Leute in den Provinzen, durch welche der Zug kommt, ohngeachtet des heiligen Charakters der Fackirs, dennoch sehr oft vor ihnen. Die Weiber sind gewöhnlich noch am beherztesten. Diese bleiben nicht nur in ihren Wohnungen, sondern laden wohl gar die Vorüberziehenden freundlich ein. Und wenn der Fakkir sich mit der Frau des Hauses in eine andächtige Beschäftigung einlassen will, so legt er entweder seinen Pantoffel oder Staab an die Thür, und dann wird sich der Mann nicht leicht unterstehen, sie in ihrer Andacht zu stören. Sollte er aber verwegen

genug seyn, auf diese Zeichen nicht zu achten, so ist eine gute Tracht Schläge die unvermeidliche Folge seiner Zudringlichkeit. Wenn sie auch um die Essenszeit in die Hütten der Indianer einfallen, und sich ungebeten ihre Mahlzeit schmecken lassen, so darf sie Niemand daran hindern.

Die Fackirs haben ein beständiges Oberhaupt, welches in der Gegend der Stadt Surate seinen Aufenthalt hat, und dieser Herr schickt sein Heer durch ganz Indien. Sie hüten sich aber sorgfältig, in solche Gegenden zu kommen, wo starke Besatzungen liegen; das übrige Land hingegen ist ihren Räubereien ausgesetzt.

Der Charakter der Indischen Büßer besteht vorzüglich in einer ungeheuren Masse von Hochmuth, ungemessenem Stolz auf ihre eigne werthe Person und auf den Wahn, daß sie Heilige sind und allgemein dafür gehalten werden. Daher vermeiden sie sehr sorgfältig, daß sie ja von Niemanden aus einem niedrigen Stamme, oder gar von Europäern berührt werden, weil sie dies für eine große Entweihung und Verunreinigung halten. Selbst ihr weniges Geräth lassen sie niemals betasten, und wenn man sich ihnen nähern will, entfernen sie sich schnell. — Kurz, gegen alle Personen, die nicht aus ihrem Orden sind, hegen sie die äusserste Verachtung und sehen sie als profane Geschöpfe an. Auch muß alles, was sie bei

sich haben, irgend ein Geheimniß enthalten und höchst verehrungswürdig seyn.

Neuere Reisende wollen indessen behaupten, daß die Zahl dieser fanatischen Thoren in den jetzigen Zeiten sehr abgenommen habe, besonders seitdem die Indischen Nationen unter fremder Herrschaft stehen. Auch selbst in ihrem Eifer in Absicht der Büßungen, sollen sie immer mehr nachlassen.

Die Indische Geschichte enthält das Andenken an eine große Menge solcher Büßer, die in den ältesten Zeiten sehr berühmt waren, und welche sich die heutigen rühmen, als ihre Muster nach zu ahmen.

X.

Die berühmte Grotte von Pausilippo.

Die Gegend um Neapel gehört in jeder Hinsicht zur fruchtbarsten und schönsten von Italien. Jeder Reisende findet dort das was ihm das übrige Italien nicht gewährt hat. Vorzüglich findet der Alterthumsforscher hier so viele und mancherlei Gegenstände, daß er Jahre lang dort verweilen könnte, ohne die mindeste Langeweile zu haben. Eine der ersten Merkwürdigkeiten daselbst, ist die Höhle, oder die Grotte von Pausilippo. Durch diese kömmt man, wenn man von Neapel oder der schönen Vorstadt Chiaja nach Puzzuolo reiset, und sie besteht aus einem, durch die Felsen und Sand Adern des Berges Pausilippo in gerader Linie gehauenen und gepflasterten Wege, der bei seinen beiden Eingängen ohngefähr 80 bis 90 Fuß hoch, in der Mitte aber etwas niedriger, 18 bis 20 Fuß breit, und ohngefähr 700

Schritte, oder etwas mehr, als eine halbe Italiänische Meile lang ist. Die Höhle hat nur so viel Licht, als sie höchst nothwendig braucht, und ist gewöhnlich sehr staubigt.

Vermuthlich war sie anfangs nur ein Steinbruch, den man nach und nach durch den ganzen Berg getrieben hat, um sich den beschwerlichen Weg über den Berg zu ersparen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie schon vor den Zeiten der Römer gemacht, und der Neapolitanische Pöbel, der den alten Römischen Dichter Virgil für einen Zauberer hält, steht in dem Glauben, daß sie durch dessen Zauberkraft entstanden sey. Die alten Römischen Skribenten Varro, Seneca und Strabo, kannten sie schon. Der letztere besonders beschreibt sie in seinen Schriften ganz genau, erzählt viele Fabeln von ihr, und macht einen gewissen Marcus Coccejus zu ihrem Urheber, doch nur in der Maaße, daß er sie nur erweitert habe, und daß sie schon von dem alten Cumanern, oder den Bewohnern der alten Stadt Cumä angelegt worden sey. Er spricht auch von einigen Löchern, durch welche das Licht hineinfalle; diese fehlten aber schon zu Senecas Zeit und sind jetzt also auch nicht mehr zu finden.

König Alfons der erste, aus dem Hause Arragonien, ließ die Grotte erweitern und auch ein Paar

große Luftlöcher anlegen. Unter dem Vice-König von Neapel, Peter von Toledo zu Carls Zeit, ward der Gang noch breiter und höher gemacht, und gepflastert, auch wurden die Luftlöcher, die in der Mitte oben zum Berge hinaus gehen, noch mehr vergrößert. Man siehet noch jetzt die Spuren des Meisels an vielen Orten, die es deutlich zeigen, daß es ein von Menschenhänden gemachtes Werk ist. Der Felsenklumpen, worauf der ganze Berg steht, ist sehr fest, und erhält sich durch seine ungeheuere Last, ohne daß ihm ein Erdbeben bisher den geringsten Schaden hat zufügen können.

Die Höhle, in deren Mitte eine Kapelle für die Maria angelegt ist, wird zwar etlichemale im Jahre gereinigt, aber der Staub darin bleibt immer eine große Unbequemlichkeit. Weil es dunkel darin ist, so pflegt man vor der Einfahrt die Fackeln auf der Kutsche anzünden zu lassen. Bei beiden Eingängen wohnen auch Leute, die beständig Feuer und Kienfackeln bereit halten, wofür Reisende eine Kleinigkeit bezahlen. Die Passage von Reisenden, Fußgängern, Fahrenden und Reitenden, dauert den ganzen Tag unaufhörlich fort, und man hat oft Mühe, ihnen auszuweichen. Um alle Unordnungen zu vermeiden, pflegen sich die Bauern und Fuhrleute alla montagna oder alla marina einander zuzurufen, um die entgegenkommenden zu bedeuten, ob sie sich auf die Berg-

oder Seeseite halten sollen. — Ueber der Grotte siehet man noch die Rudera einer alten Wasserleitung, und nicht weit davon steht das sogenannte Grab des alten Dichters Virgil.

XI.

Ueber die natürliche und politische Lage von Batavia.

Die reichste, größte und schönste Handelsstadt in der Welt, die Stadt Batavia, auf der ostindischen Insel Java, ist auf den Ruinen der ehemaligen Hauptstadt dieser Insel Jacatra erbauet, und ist mit einer dicken, steinernen Mauer umgeben, die aber hier und da den Einsturz drohet. Rund um sie her fließt ein 300 Fuß breiter Fluß, aus dem ein Kanal in die Stadt geleitet ist. Zwei Zugbrücken führen in die Stadt. Auf den Wällen fehlt die gehörige Anzahl von Kanonen, die sich aber in beträchtlicher Menge in der Citadelle befinden, wo nicht nur bequeme Wohnungen für den General-Statthalter und den ganzen Staatsrath des holländischen Ostindiens, sondern auch ungeheure Waarenlager eingerichtet sind, obgleich die ganze Stadt ein einziges Waarenlager ist,

das unaufhörlich an alle Völker abgiebt, und von ihnen wieder aufnimmt. — Die nach der Linie gezogenen Straßen sind breit, aber nicht gepflastert, weil man fürchtet, es möchte durch das von den Pflastersteinen Zurückprallen der Sonnenstrahlen die Hitze vermehrt werden.

Wie viel menschliches Elend in dieser prachtvollen Stadt zugleich wohnen müsse, davon ist dies der deutlichste Beweiß, daß unter den 144000 Menschen, die darinnen sich herumtreiben, beinahe die Hälfte Sklaven sind. Der Europäer mögen etwa 10000 daselbst seyn, und noch dazu gehören unter diese wenigstens 4000 in Indien geborene, die aber wenig europäische Sitten mehr an sich haben, sondern ganz aus der Art geschlagen sind, weil sie nach eingeführter Landessitte meist von Sklaven erzogen und gebildet werden, und deshalb auch ganz natürlich Sklavensinn und Sitte annehmen.

Die Festungswerke der Holländer würden an sich hier wenig oder gar nicht furchtbar und von einiger Bedeutung seyn, wenn sie es nicht durch ihre Lage zwischen Sümpfen würden, wo die Straße weiter nichts, als ein Damm ist, den sie zwischen zwei Kanälen oder Gräben mitten inne aufgeworfen haben. Ueberdem ist das Clima in und um Batavia so menschenfressend, daß ein langer Aufenthalt daselbst, der Eroberung halber, nichts anders als ein langsamer, gewisser Tod der Belagerer seyn würde. Unter 100

Solda-

Soldaten, die aus Europa kommen, sollen hier selten 50 das erste Jahr ihres Aufenthalts überleben, und unter der übrigen Hälfte sollen kaum 10 völlig gesund seyn, während die andern in den Hospitälern krank liegen. — Diese Behauptung scheint zwar etwas übertrieben; allein so viel ist denn doch gewiß, daß die hiesigen Soldaten nur wie blasse, dürre Todengerippe mit der Muskete herumkriechen. Es fehlt ihnen die Seele des Militärs, Waffenübung, Kraft und Ehrliebe.

Dennoch aber ist es sehr schwer, Batavia von der Landseite her, anzugreifen, unmöglich von der Seeseite, weil das Wasser da so seichte ist, daß kaum ein großes Boot, geschweige denn ein Schiff, bis auf einen Kanonenschuß weit, an die Stadtmauer hinkommen kann. — Der Hafen vor Batavia wird für den besten in Ostindien gehalten, denn er ist sehr geräumig und vom besten Grunde, indem die Anker wie eingemauert fest darin liegen. Ausserhalb des Hafens liegen ringsumher viele kleine Eilande, welche die Holländer besitzen und auf verschiedene Art benutzen. So verbannen sie z. B. auf eins derselben, Namens Edam, alle diejenigen Europäer, die sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben, das nur nicht ganz den Tod verdient. Hier müssen sie als Sklaven, auf eine Zeit von 5 bis 99 Jahren, je nachdem ihr Verbrechen geringer oder größer ist, auf der Reperbahn, d. i. auf dem Platze arbeiten, wo die

Schiffsseile gemacht werden, oder sie müssen unter andern mühseligen Arbeiten ihren Tod erwarten.

Von der Stadt auf einige Meilen weit ist die Gegend mit einem dichten Wald von fruchtbaren Obstbäumen besetzt, der von einer Menge kleiner Bäche durchschnitten wird.

Da in der ganzen Gegend um Batavia eine Menge Moräste und tiefer, stehender Sümpfe sind, die ihre giftigen, faulen Ausdünstungen in die Atmosphäre über strömen; so ist es leicht zu begreifen, daß in einem so sumpfreichen und stark ausdünstenden Lande die Krankheiten sich sehr vervielfältigen und die Mortalität vermehren müssen. Diese Verheerungen würden noch weit fürchterlicher seyn, wenn nicht alle Morgen mehrere Stunden hindurch erquickende Seewinde, und des Nachts erfrischende Landwinde weheten. Eben so leicht ists auch zu begreifen, warum die Einwohner von Batavia ohne Unterlaß ihre Präservativ-Mittel so richtig, wie die Mittagsmahlzeit einnehmen. Auch wissen sie die Zeit so genau, wann diese oder jene Krankheit eintreten werde, als wir die Rückkehr der Jahrszeiten. — Man redet hier durchgängig vom Sterben mit einer Gleichgültigkeit, die kaum dem beherztesten Krieger eigen ist. Oefters rathen die Aerzte ihren Patienten, aus der Stadt in die entfernten Gebirge zu reisen, wo die Luft beinahe Wunderkuren bewirken soll.

So nachtheilig indessen das Clima in und um der Stadt der menschlichen Gesundheit, so vortheilhaft ist es dem Wachsth m der Pflanzen und Bäume. Die Obstarten sind hier eben so mannigfaltig als schön. In der Stadt selbst ist eine ganz eigene Straße für Obsthändler, die meist Chineser sind, und mit dem vortreflichsten Obste ans den Gärten der Batavier handeln. An verschiedenen Tagen in der Woche werden in mehrern Quartieren der Stadt so reiche Obstmärkte gehalten, daß oft auf einem derselben wohl 50 und mehrere Frachtwagen voll der schönsten Ananas erscheinen.

Unter den Einwohnern in Batavia geht eine Ueppigkeit im Schwange, die in andern Ländern ganz fremd ist. Sie brennen unter andern beständig wohlriechendes Holz und Harz, und verschwenden eine Menge von Blumen in Betten, Kleidern, Schlafzimmern und Haaren, um überall Wohlgeruch um sich her zu verbreiten. Vermuthlich sollen ihnen diese Wohlgerüche zum Gegengift wider die schädlichen Ausdünstungen ihrer Gräben und Kanäle dienen; allein sie wirken auch höchst nachtheilig auf die Nerven. Mit jedem kommenden Abend werden die schönsten Blumen in den Straßen zum Verkauf umher getragen, und sind theils an Fäden gereihet, theils in Form von Kränzen zusammen geknüpft, oder auch in verschiedene Arten von Sträußern gebunden, davon

das Stück gewöhnlich um vier Pfennige verkauft wird.

Unter die zahmen Thiere, die auf der ganzen Insel und um Batavia besonders, gezogen werden, rechnet man Pferde, Büffelochsen, Schaafe, Ziegen und Schweine. Die Pferde sind klein, aber schnell und muthig, und alte Landesbewohner. An Rehen und wilden Schweinen ist Ueberfluß, besonders aber gedeihen unter Chinesischer Zucht die zahmen so vortreflich, daß sie an Fettigkeit vielleicht nirgends ihres Gleichen haben. In den Gebirgen und in den unbewohnten Gegenden der Insel wohnen auch Tiger, Rhinoceros und Affen. Auch Fische sind im Ueberfluß vorhanden, und also sehr wohlfeil, nur die nicht, welche schlecht schmecken, aber seltner gefangen werden. Die wohlfeilsten, und entschieden auch die schmackhaftesten, rührt außer den Sklaven, Niemand an. Es geht also in diesem Punkte in Batavia, wie in so manchem andern Lande; die Eitelkeit überstimmt den Geschmack und schreibt tyrannisch selbst dem Gaumen Gesetze vor.

Bei den Fischen fehlt es auch nicht an Schildkröten und Eidexen, und von den letztern soll es eine Art geben, die so dick als ein Mannsbein, über fünf Fuß lang, und angenehm zu essen sind.

Federvieh erzeugt das Land nicht nur häufig, sondern auch vortreflich, nur ist wildes Geflügel, Schnepfen ausgenommen, selten. Was noch aufzujagen ist bekömmt man durch die Portugiesen, die denn über-

haupt beinahe ganz allein, sich alle hohe und niedere Jagd zugeeignet haben.

In Ansehung der Getränke ist die Natur gegen die Einwohner von Java nicht so freigebig gewesen, als sie sich gegen die Bewohner der sonst weniger fruchtbaren nördlichern Länder bewiesen hat. Eine Art Palmwein und Arrack gehören zu ihren vorzüglichsten und durch diese, so wie durch das viele Essen und Trinken des Opiums, berauschen sie sich zum öftern.

Merkwürdig ist es, daß der hiesige Himmelsstrich dem weiblichen Geschlechte weniger schädlich ist, als dem männlichen. Demohngeachtet findet man wenig europäische Frauen in dieser sonst so anlockenden Stadt. Die Frauenspersonen die auch dort, wie bei uns, die Eitelkeit haben, sich durch reiche Kleider und ein glänzendes Aeusseres hervorzuthun, treiben diesen Geschmack an Glanz und Prunk bis zur Ausschweifung. Sie gehen nicht anders aus, als unter einer zahlreichen Begleitung von Sklaven in prächtigen Wagen gezogen, oder in prangenden Palankins getragen. Ihre Kleider strotzen von Gold und Silber, oder sind von dem schönsten chinesischen Atlas mit feinem goldnen Gewebe besetzt. Der Kopf ist dabei mit Perlen, Diamanten und andern Edelsteinen beladen. Die Regierung wollte einst diesem Uebermuth einige Schranken setzen, allein sie ist nie mehr verspottet worden, als bei diesen gewagten Eingriffen in den Weiberstaat — Um wohlriechenden Athen zu haben, kauen sie ohne Unter-

laß Betel, Kardamomen und andre Dinge, und machen dadurch ihre Zähne gelb und faul. Mehr als auf alles, halten sie auf ein langes Haupthaar, dessen Wachsthum sie durch den Gebrauch gewisser Oele und andrer künstlicher Mittel zu befördern wissen. Es ist durchgehends schwarz, und sie tragen es, wie es in vielen Gegenden von Deutschland getragen wird; sie wickeln es nehmlich auf dem Wirbel des Kopfes in Gestalt eines Kranzes zusammen und stecken es mit einer silbernen oder goldenen Haarnadel fest. Um diesen Kranz von Haaren schlingt sich dann ein Blumenkranz, der ganz natürlich bei den batavischen Blumenschätzern überaus reizend ausfallen muß.

Die größte Feierlichkeit, wobei zugleich alle Pracht verschwendet wird, ist eine Hochzeit. Bei dieser Gelegenheit entlehnen die beiden Familien des Brautpaars so viel Gold und Silbergeschmeide, als ihnen möglich ist, um den Bräutigam und die Braut recht stattlich herauszuputzen.

Fast alle Bewohnen der dasigen Gegend reden die Malayische Sprache. Denn obgleich auch die Sprachen anderer Nationen noch daselbst gesprochen werden; so ist denn doch jenes die eigentliche Handlungssprache, mit der man auch in andern Ländern tief in Asien hinein, fortkömmt, und die aus einem Gemisch besonders von Italiänischen und Französischen besteht.

Batavia und seine umliegenden Gegenden hat nicht den fünften Theil Holländer zu seinen Bewohnern. Die meisten aber sind sogenannte Portugiesen, die aber von der eigentlichen Nation in Portugall nichts weiter, als den Namen haben, denn sie unterscheiden sich von jenen durch Religion, Sprache und alles übrige, ob sie gleich wirkliche Portugiesen zu Voreltern gehabt haben. Sie gehören dort unter die geringere Classe von Leuten und müssen mit allerhand, zum Theil niedriger Arbeit ihr Brod verdienen. — Ausser andern Europäern, giebt es auch Indianer von verschiedenen Nationen, und besonders Chineser; aber Niemand, der nicht von Holländischer Abkunft ist, kann dort ein öffentliches Amt erhalten. Doch kann unter dem Titel Soldat, jeder dort dienen und dies und jene Gewerbe treiben. Inzwischen hat Batavia wenig Bewohner, die nicht einst Sklaven waren, oder doch von Sklaven Eltern abstammen. Man sieht die Ueberreste ihres alten Ursprunges immerfort in ihren ganz eigenen Lastern und Tugenden.

Unter den verschiedenen Nationen, welche Batavia und seine umliegende Gegend bevölkern, stehen die Chineser zunächst den Indianern, sind aber fast durchgehends Blutarm. Und doch ist auch hier, wie überall, der Chineser Künstler, Handelsmann, und treuer Arbeiter. Für Geld unternimmt er alles, was man von ihm fordert, es sei so reinlich oder so

schmutzig, so ehrlich oder so schelmisch es nur wolle, wenn nur sein Hals dabei mit dem Strange nicht in Collision kömmt. Allein, so fleißig und unverdrossen die Chineser arbeiten, so fleißig sind sie auch im Spiel. Kaum ist die Arbeit vollendet, so greifen sie zu Karten, Würfeln und dergleichen. Im Spiele und in Ergötzlichkeiten sind sie unersättlich und vergessen dabei oft selbst die nöthigste Körperpflege. — Man kann in Batavia alles leichter sehen, als einen müßigen Chineser und einen fleißigen Holländer. Der Chineser ist der allzeit gehorsame Diener, und zwar ein sehr reinlicher, ja! was noch mehr ist, auch sehr genügsamer Diener. Seine Speisen sind Reiß, Fische, Schweine, Hunde, Katzen, Frösche, Eidexen, vielerlei Arten von Schlangen und Kräutern — Die vorzüglichsten Waaren, die diese Nation nach Java und besonders nach Batavia bringt, sind: Porzellan, seidene und baumwollne Zeuge, rohe Seide, Thee und Campher.

So genügsam aber die lebenden Chineser bei ihrer Kost und ihrem Lohne sind, so verschwenderisch beweisen sie sich gegen ihre Toden. Denn da, wo sie nur einmal einen Leichnam hin begraben haben, öffnen sie nie das Erdreich zum zweiten male. Daher nehmen denn auch ihre Begräbnißplätze in der Gegend von Batavia viele hundert Morgen Land ein. Die Holländer sehen es gar nicht gerne, daß dadurch so viel Feld unbrauchbar gemacht wird; wenn daher

jene ein neues Stück Land zu diesem Behuf kaufen wollen, so lassen die Holländer sich dieses ganz unerhört theuer bezahlen. Demohngeachtet finden die Chineser allzeit Mittel, das Kaufgeld aufzubringen, und bestätigen so auch ihrer Seits die alte traurige Wahrheit, daß dem Aberglauben selten etwas zu theuer, und eine gewisse Art von Verschwendung ihm immer eigen gewesen sey.

Bei den Chinesen gehet die vornehmste Sorgfalt dahin, den Leichnam vor der Verwesung zu verwahren, und demnächst auch zu verhindern, daß die Ueberbleibsel desselben sich wo möglich nicht mit der Erde vermischen, die sie umschließt. Zu diesem Ende verwahren sie ihn in einem großen, dicken Sarge, der nicht, wie die Europäischen Särge, aus Bretern zusammengefügt wird, sondern wie ein indianischer Kahn, aus einem einzigen Baumstamme bestehet, der inwendig ausgehölt ist: dieser wird fest zugemacht, und alsdann mit einem ganz eigenen Mörtel, wohl 8 Zoll dick, gleichsam wie mit einer Rinde umgeben, die in kurzer Zeit steinartig zu werden pflegt.

Jede dieser verschiedenen Nationen in Batavia, Holländer, Portugiesen und Indianer, haben, außer einer Menge von Vorurtheilen, noch den elenden Stolz, daß sie sich allenthalben von einer Menge Sclaven begleiten und bedienen lassen, die aus Sumatra, Malacca und fast aus allen östlichen Inseln dahin gebracht und verkauft werden. Denn hier

macht der Sklavenhandel einen Hauptzweig der Handlung aus, und man bringt jährlich wenigstens gegen 6000 beiderlei Geschlechts nach Batavia. Jeden dieser Unglücklichen bezahlt man zu 60 bis 120 Thaler, ein Mädchen aber, das jung und schön ist, sehr gern mit 600 Thaler. Die besten Mädchen kommen von einer Küste der Insel Sumatra, halten es aber mit ihrem zarten Gliederbau nicht lange in dem üppigen, ungesunden Batavia aus, zumal, da sie sehr oft Opfer der dasigen Wollüstlinge werden müssen, und die Chineser keine Weiber aus ihrem Lande bekommen können.

Solche erkaufte Sklaven sind im Ganzen eine sehr träge Art von Menschen; doch begnügen sie sich, bei ihrer Lässigkeit in Geschäften, auch gerne mit der elendesten, magersten Kost. Ihre Neigungen, Talente und Leidenschaften sind eben so verschieden, wie die Länder, aus denen sie gebracht werden; doch sollen die afrikanischen Neger die schlimmsten unter allen, folglich auch die wohlfeilsten seyn. Diejenigen, so aus der Insel Celebes gebracht werden, sollen im höchsten Grade faul seyn, eben so gern, wie jene Afrikaner, diebisch um sich greifen, und dabei ein so unsäglich rachgieriges Temperament haben, daß sie gern ihr Leben aufopfern würden, wenn sie ihre Rachbegierde nur befriedigen könnten.

Diese Leibeignen stehen in Ansehung aller körperlichen Strafen, die nicht das Leben angreifen, ohne

Einschränkung unter der Gewalt ihrer Herrn: stirbt aber ein Sklave während der Züchtigung, oder an einer Folge derselben; so wird dessen Herr, wenn er gleich den Tod des Sklaven nicht beabsichtiget hatte, doch allemal zur strengsten Rechenschaft gezogen und gemeiniglich zum Tode verurtheilt. Aus dieser Ursache züchtigen die Herrn ihre Sklaven selten mit eigner Hand, sondern lassen dies Geschäft von einer dazu bestellten Gerichtsperson, von einem Marineu, abthun. Dieser hält aber wieder seine Sklaven, die an dem verklagten Mitbruder das traurige Geschäft der Geisselung verrichten müssen. Die Strafe selbst bestehet in einer mehr oder minder großen Anzahl von Streichen, je nachdem das Verbrechen gering oder groß ist, und zu der Execution nehmen sie indianische Röhre, die in dünne Ruthen gespalten sind und bei jedem Hiebe blutig werden. Für eine solche Geißeloperation, die an den Männern ausserhalb, an den Weibern aber innerhalb der Häuser vollzogen wird, erhält der Marineu jedes Mal einen Thaler.

Seit undenklichen Zeiten herrscht unter den verschiedenen Classen von Menschen, die hier wohnen, ein wilder, höchst sonderbarer Gebrauch, den man ein Muck, oder Schweisrennen heißt. Wenn man von jemanden sagt, daß er einen Muck renne, so bedeutet dies so viel, daß er sich zu vorsetzlicher Begehung einer Mordthat durch Opium berauschet, alsdann mit einem blosen Gewehr in der Hand, wie

wüthend auf die Straße läuft, und jeden, der ihm in den Weg kömmt, niederstößt, bis er entweder selbst getödet oder gefangen genommen wird. Dergleichen wüthende Muckrenner sollen dort wöchentlich einige in Verhaft genommen und hingerichtet werden. — Jeder Indianer, der diese Ausschweifung vornimmt, ist gemeiniglich vorher durch irgend eine Grausamkeit oder Beleidigung, in Verzweiflung gestürzt worden. Die ersten Wirkungen des Opiums empfinden alle mal seine Beleidiger, und wenn er sich an diesen gerochen hat, so stürzt er mit dem Mordgewehre in der Hand heraus auf die Straße, und zwar mit solcher Wuth, daß ihm der Schaum vor dem Munde steht. Doch sollen dergleichen Leute keinen anfallen, der ihnen aus dem Wege tritt. — Gemeiniglich sind es Sklaven, folglich Menschen, die allerdings mehr Beleidigungen erdulden müssen, als andre Leute, und am wenigsten im Stande sind, sich eine gesetzmäßige Genugthuung zu verschaffen. Wenn der Gerichtsdiener einen dieser Unglücklichen lebendig gefangen nimmt; so bekömmt er eine ansehnliche Belohnung: liefert er ihn aber tod ein; so bekömmt er nicht mehr, als seine gewöhnliche Besoldung. Solche Unglückliche wehren sich wie Verzweifelnde, und obgleich ihre Häscher große, lange Zangen haben, mit denen sie dieselben umfassen; so muß doch Mancher von jenen bei solchen Gelegenheiten das Leben einbüßen. Bekommen sie aber einen davon lebendig, so wird er ohne Gnade von unten auf ge-

rädert, und zwar gemeiniglich an dem Orte, wo er den ersten Mord begangen hat.

Neben diese Classe von jenen durch Verzweiflung zur Raserei gebrachten Unglücklichen, kann füglich eine andere gestellt werden, die im dümmsten Aberglauben ersoffen ist — Im Ganzen hält dort alles Volk den Teufel für den Urheber aller Krankheiten und alles Unglücks. Sind sie also krank, oder sonst in Noth, so bringen sie diesem vermeintlichen Urheber des Bösen, Fleisch, Geld, und andere Dinge als Versöhnopfer. Man legt dasselbe auf kleine, von Cocusblättern gemachte Teller, und hängt es an den Zweig eines Baumes, der sehr nahe am Wasser steht. Fragt sie ein Vernünftiger: „ob sie denn glaubten, daß der Satan das geopferte Geld zu irgend etwas anwende, oder daß er die Lebensmittel äße?" — so geben sie zur Antwort: „das Opfer an Gelde wäre nicht sowohl eine Gabe, die der Satan verlange, als vielmehr eine Strafe, die er demjenigen, von dem er dergleichen Buße fodere, für irgend eine Uebertretung auflege. In Träumen, die ihnen die Priester auslegten, würde ihnen allezeit die Strafe zudictirt. Wem sie zu Theil oder nicht zu Theil würde, darüber bekümmerten sie sich nicht: doch sey es entschieden, daß das Geld und andre Dinge, außer dem Fleische, gemeiniglich einem Reisenden in die Hände falle, der die Straße vorüber zöge. Was aber das Fleisch beträfe, so wüßten sie sicher, daß der Teufel zwar die gröbern Fasern weder berühre, noch äße, wohl aber das Maul ganz nahe daran halte,

und es rein aussauge, so daß alsdann weder Kraft noch Saft darin mehr übrig bliebe."

Weit größeren Unsinn verrathen sie mit ihren abergläubigen Erzählungen vom Crocodille, dem sie sehr häufig die Ehre anthun, es für ihre Zwillingsschwester zu erklären. Dieser ihrer Verwandtin bringen sie von Zeit zu Zeit Lebensmittel in den Strom, und gehen oft hin, sie zu besuchen. Sollte ja diese geschwisterliche Pflicht zu lange versäumt werden, so glauben sie steif und fest, daß Krankheiten und andre Uebel, die sie vielleicht treffen, von dieser Versäumniß herrühren. — Diese seltsame Grille ist ins besondere von den Indianern sehr ausgebildet worden, ohne daß man weiß, woher und zu welchem Ende sie entstanden seyn möchte. Ueberhaupt aber werden wir in der Geschichte aller unkultivirten Völker finden, daß das Crokodill häufiger, als irgend ein ander Thier, vergöttert, mit festlichen Tagen und Lustfahrten zu Wasser geehrt, und noch häufiger unter menschliche Verwandtschaften ist aufgenommen worden. Aber eben so leicht ist es auch zu bemerken, daß Indianer und andre in unserm Auge rohe Nationen, sichs zuweilen zum Geschäfte gemacht haben, Fremde mit allerlei Erdichtungen von ihrem Bruder, oder Gott, bald so, bald anders, zu unterhalten.

Die erste Person in der Regierung zu Batavia führt den Titel eines General, Statthalters von Ostindien. Diesem sind alle übrigen Statthalter in den andern holländischen Kolonien untergeordnet, und müssen nach Batavia kommen, um daselbst ihre Rechnungen vor jenem abzulegen. — Auf den General folgen die Mitglieder des Staatsraths, oder die edlen Herrn, die wieder ihren Direktor haben. Der General trägt dem Rathe alle Angelegenheiten der Insel Java vor, so wie jeder Rath die von der ihm anvertrauten Indischen Provinz. Der Direktor hat die Aufsicht über die Casse und über die Waarenlager in Batavia. Alle Einkäufe und Verkäufe gehen durch ihn. Im Rathe sollte freilich alles nach Mehrheit der Stimmen entschieden werden; allein der General herrscht dadurch fast ganz unumschränkt, daß er immer mit der größten Vorsicht Räthe erwählt, die sich zu diesen Aemtern wie der Esel zum Lautenschlagen schicken. Ueberdies gewinnen diese durch ihre Nachgiebigkeit, wenn nun ihr Stündlein kömt, nicht wenig Gegenvergünstigungen. Ein Dienst ist des andern werth, das gilt auch hier in seiner ganzen Ausdehnung bei guten und schlechten Handlungen.

Der General bekömt seine Stelle, so wie alle Andern, immer nur auf eine Frist von 5 Jahren, die aber oft so sehr verlängert wird, daß er sie gemeiniglich auf lebenslang behält. Ehedem dankten dann und wann nach Verlauf der ersten Periode, einige ab,

allein ihre Nachfolger gönnten ihnen gewöhnlich die Ruhe nicht, die sie in Batavia suchten. Nach Europa kehrten sie auch nicht gern im hohen Alter zurück, weil sie dort die Ehrenerweisungen nicht wieder finden, die ihnen in Batavia so reichlich zu Theil wurden. Es gelangen meistentheils nur Kaufleute zu dieser Stelle, weil der Geist des Ganzen kaufmännisch ist; doch hat man auch Beispiele, daß sie zuweilen auf einen Juristen mit ihrer Wahl fielen. Der mit dieser Stelle verbundene Gehalt ist sehr mittelmäßig, zumal für solch einen Erz-Kaufmann, dergleichen der General sein muß, denn er bekömmt monatlich nur 1000 Gulden baar, und eben so viel an Naturalien. Damit würde nun freilich der General bei seinem so großen und nöthigen Aufwand schwerlich zufrieden sein können. Darum hat er denn auch die Freiheit, aus dem großen Waarenlager so viel er will, für den gewöhnlichen Preiß zu nehmen und damit Handel zu treiben. Dies ist denn die eigentlichste Reichthums-Quelle so vieler Europäer gewesen, und ähnliche Quellen haben auch die übrigen Räthe, deren jeder monatlich nur 200 Gulden und eben so viel an Naturalien von der Compagnie erhält. — Jeder Batavische Regierungsrath muß vor Antritt seiner Stelle schwören, daß er weder etwas gegeben noch versprochen habe, sie zu erhalten. Sie schwören auch alle; aber dennoch soll, wie man sagt, kein Einziger seyn, der nicht nur Geschenke versprochen, sondern nicht auch wirklich gegeben hätte.

Jene

Jene edle Herrn gehören mit unter die stolzesten Geschöpfe unter der Sonne und verlangen daher die sonderbarsten äusserlichen Ehrenbezeugungen, die sie in den Augen aller Vernünftigen mehr beschimpfen, als erheben. Begegnet z. E. in Batavia ein andrer Mann in seiner Chaise einem Rathe, d. i. einem edlen Herrn; so verlangt dieser, Kraft der Gesetze, daß jener zuerst aufstehe, ihn durch eine tiefe Verbeuguug grüße, alsdann auslenke und auf der Seite der Straße so lange still halte, bis er ganz vorbei gefahren ist. Am meisten halten über dies Vorrecht ihre Weiber und Kinder, weil diese insgemein die wenigsten Verdienste haben, und sich doch gern geltend machen wollen. Die Eingebornen lassen ihnen diese Ehrenbezeugungen auch stets zur vollen Gnüge widerfahren; allein sie sind so erpicht darauf, daß sie dieselben auch von Fremden verlangen, und den für grob und unbelebt halten, der aus Unkunde, oder aus Gefühl seiner eigenen Würde, ihnen diese lächerliche Ehre nicht erweißt.

Die Justizpflege ist in Batavia äusserst schlecht bestellt, und die sogenannten Justizräthe sind Menschen, die sich selbst die schreiendsten Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen.

Das bürgerliche Ansehen der Menschen ist der Maasstab, womit sie Verdienste oder Verbrechen messen. Einem Christen, z. B. einem Landsmann u. s. w. benimmt man nie die Gelegenheit, vor dem ersten

Verhör zu entwischen; und wenn er ja zum Verhör gebracht und wirklich seiner Unthat überführt wird; so straft man ihn doch selten am Leben: dahingegen die armen Indianer ohne Gnade gehangen, lebendig gerädert, oder gar gespießt werden.

Was die Abgaben an die Compagnie betrifft, so haben darüber besonders die Malayen und Chineser zu seufzen, die unter andern auch dafür zahlen müssen, daß sie ihr eigen Haar tragen dürfen. Diese Haarsteuer nicht nur, sondern auch jede andere muß mit jedem Monat abgetragen werden; und damit die Holländer sich nicht die Mühe geben dürfen, sie erst einzusammeln, so wird gleich beim Eintritt des Zahlungstermins, eine Flagge auf den Gipfel eines dazu bestimmten Hauses aufgesteckt, und wehe dem, der dann nicht unverzüglich mit dem Gelde in der Hand erscheinen kann! — Der Rath von Indien ist jedoch kein abgesondertes, unabhängiges Corps, sondern der Direktion in den vereinigten Niederlanden unterworfen.

XII.

Der Drachenblutbaum.

Dies ist ein ostindischer Strauch mit hohen aufrecht stehenden Aesten, welche durchaus mit langen, federartigen Blättern besetzt sind. Sowohl der Stiel als auch die Rippe der Blätter ist mit kleinen Stacheln bewaffnet. Aus der Mitte des Strauchs schießet eine lange Ranke, wie ein Strick oder Horn hervor. Erst kriecht diese auf der Erde hin, treibt neue Gelenke, die zwei bis drei Fuß von einander abstehen, und wieder besondern Aesten zum Wachsthum dienen. Am Ende theilt sich die Ranke in zwei ungleiche Theile; der kürzere schießt als Ast auf, der längere kriecht weiter, klettert überall umher, umschlingt Gewächse und Bäume unzertrennbar. Auch diese Ranken haben spitze Stacheln und eine dicke Schaale, unter welcher ein dicker Bast befindlich ist. Sie sind oft viele hundert Fuß lang, aber nur einen Zoll dick. Selbst mit

Messer und Beil kann man kaum, oft gar nicht, in Wälder und Gegenden eindringen, wo der Drachenblutbaum sein Wesen treibt. Man nennt ihn auch Roting, oder Rottang. Am liebsten wächst er an Flüssen und am meisten tief im Lande von Sumatra, Java und andern Inseln. Die Naturforscher behaupten, daß er erst im Alter blühe und selten Früchte trage. Seine Blüthe setzt sich oben an den Stengeln in Büscheln an und ist von weißlichter Farbe. Aus ihr entsteht eine birnförmige, kastanienbraune Frucht, von der Größe einer Haselnuß, die, gleich der Blüthe in Büscheln wächst und übereinanderliegende Schuppen hat. Sie enthält einen säuerlichen Brei, der genießbar ist und sogar für eine leckerhafte Speise gilt. Auch genießen die Indianer die jungen Knospen als Gemüse. Aus den Ranken flechten sie Matten, Körbe, Schiffstaue und Stricke. Und diese Schiffsseile vom Rottang sollen im Meer besser ausdauren, als die von Hanf.

Ein andrer Gebrauch dieser Pflanze, den die Europäer schon Jahrhunderte lang von ihr machen, liegt uns näher und ist deshalb auch bekannter. Man verfertiget nehmlich aus den schönsten und geradesten Zweigen und Ranken dieses Strauchs die so genannten spanischen Röhre, die ohnstreitig davon ihren Namen haben, weil sie von den Spaniern zuerst nach Europa gebracht seyn mögen. Diese werden von denjenigen Ranken des Rottangs ausgesucht, welche sich an

den Baumstämmen gerade emporheben. Man schält den abgeschnittenen Stab und reiniget ihn mit Sand und Wasser von dem klebrigen Safte, der unter der Schaale sitzt. Dann erscheint der Stock so glänzend und fein, als ob er gefirnißt wäre. Frisch läßt er sich sehr leicht biegen, darum giebt man ihm dann durch Befestigung auf ein Brett oder durch Gewichte, die man daran hängt, seine schlanke Form, und dörret ihn im Rauche, wodurch er fester wird.

Man erhöhet auch die allzu blaßgelbe Farbe von einigen durch Oel oder Kalk, womit man sie während dem Trocknen bestreicht oder bestreut. Die weniger glänzenden erhalten Lackfarben, und aus unreifen, nicht so schlanken Theilen, macht man sogenannte gehobelte Röhre, die dann lackirt werden und sehr wohlfeil sind. Desto theurer aber sind die ächten, von natürlich schlankem Wuchse, Kunstloser Farbe und Glanz. Selbst in Indien ist ehedem für dergleichen Seltenheiten eine Summe von 100 Thalern bezahlt worden. Die Mode hat jetzt ihren Gebrauch vermindert, und man gebraucht mehr Bambusröhre, als jene, zu Handstöcken.

Aber noch ein Nutzen der dünnern Ranken des Rottangs darf nicht übersehen werden. Man nimmt solche, die nur einen Zoll dick sind, und gebraucht sie zu Gestellen an Regenschirmen, und gespalten zum Geflechte in Rohrstühlen.

Auch aus der Frucht wird eine merkwürdige Substanz bereitet, die man Drachenblut nennet. Man

kocht die Früchte in Wasser, und schöpft dabei das flüssig gewordene Harz oben vom Gefäße hinweg. Es wird in Formen verschiedener Art gegossen und erhärtet beim Erkalten. Man hat verschiedene Sorten davon, worunter das sogenannte Drachenblut in Tropfen das beste ist. Es besteht aus runden Stücken, so groß wie eine Pflaume, hat eine dunkelrothe Farbe, ist undurchsichtig und matt, wenn es zerbrochen wird. Es brennt am Lichte hell auf und giebt einen angenehmen Geruch. Fein gerieben ist es schön zinnoberroth, und kann nur in Weingeist aufgelößt werden.

Vor Zeiten benutzte man dies Harz in der Heilkunde. Dies ist aber jetzt ganz abgekommen: nur noch als Zahnpulver werden die feinern Sorten gebraucht, und dann vorzüglich häufig zu Saftfarben und Goldfirnissen.

XIII.

Auszug aus der Relation des Ritters Hamilton von dem feuerspeienden Berge Aetna in Sicilien.

(Aus den philosophical Transactions).

Seit dem Schicksal des ältern **Plinius** haben wenig philosophische Köpfe sich an eine natürliche Geschichte der feuerspeienden Berge gewagt. Inzwischen hat Herr **Hamilton**, des Königs von England ausserordentlicher Abgesandter zu Neapel, die Gefälligkeit gehabt, der Welt von einem Ausbruch des Berges **Vesuv**, eine genaue Nachricht mitzutheilen, bei dessen Besichtigung er beinahe in denselbigen Unfall gerathen wäre, der jenen berühmten Alten betroffen. In dem ersten Abschnitte des Bandes, den wir vor uns haben, finden wir eine Beschreibung des Berges **Aetna**, von eben diesem Gelehrten, der in der Absicht eine Reise dahin gethan hat, um diesen Gegen-

stand des Erstaunens, der durch die lateinischen Poeten so berüchtiget geworden ist, kennen zu lernen. Diese Besichtigung wurde gegen das Ende des Juni 1769 angestellt, in Gesellschaft des Lords Fortrose und des Kanonicus Recupero, eines gelehrten Priesters zu Katania, der, wie es scheint, dort die einzige Person ist die den Berg kennt, und der dazu bestellt ist, dessen natürliche Geschichte zu beschreiben. Aber Herr Hamilton fürchtet, daß derselbe ein so großes und nutzbares Unternehmen auszuführen, das Geschick nicht haben werde, indem es ihm an eigenem Triebe dazu fehlt. Da wir glauben, daß die Beschreibung des Berges Aetna einem jeden Leser angenehm seyn werde; so wollen wir ihm beinahe die ganze Erzählung des obgedachten Gesandten vor Augen legen.

Wir nahmen — so lauten seine Worte — unsern Weg durch diejenige untere Gegend des Berges, die von ihren Bewohnern la Regione Piemontese genannt wird. Sie ist wasserreich, ungemein fruchtbar, und hat einen Ueberfluß an Weinstöcken und andern Fruchtbäumen. Die Lava, oder wie sie da genannt wird, die Sciara, hat hier Zeit gehabt sich aufzulösen, und zu ihrer Befruchtung hinlängliche Erde zu gewinnen, wozu, wie mich manche Beobachtung davon überzeugt hat, ganze Zeitalter, vielleicht von tausend und mehr Jahren nicht hinreichen, wenn nicht die Kunst mit zu Hülfe kommt. Der Anfang dieser untern Gegend, die den Grund des großen Vulkans

ausmacht, ist oberwärts gegen hundert italiänische Meilen. Die Weinstöcke des Aetna sind niedrig und ganz das Gegentheil von denen, die am Vesuv wachsen, und geben einen stärckern Wein, aber nicht in so großer Menge. Der Distrikt Piemontese ist, seiner gefährlichen Lage ohngeachtet mit Städten, Dörfern, Klöstern ect. bedeckt und stark bewohnt. Catania, das durch den Ausbruch des Aetna so oft verwüstet, und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von einem Erdbeben gänzlich übern Haufen geworfen worden, ist in den letztern funfzig Jahren wieder aufgebaut, und jetzo eine ansehnliche Stadt, von wenigstens 35000 Einwohnern. Ich wundere mich eben nicht über die Sicherheit, womit diese Theile bewohnt zu seyn scheinen, indem ich von eben derselben Sicherheit an dem Berge Vesuv so lange ein Zeuge gewesen bin. Die Wirkungen der Natur sind langsam; große Ausbrüche ereignen sich nicht oft, ein jeder schmeichelt sich, daß bei seinem Leben dergleichen sich nicht zutragen werde, oder wenn es ja geschiehet, daß sein Schutzheiliger die verwüstende Lava von seinem Grund und Boden abhalten werde. Denn würklich die große Fruchtbarkeit in der Nachbarschaft der Feuerberge verleitet die Leute sie zu bewohnen. — Nach ohngefähr vier Stunden die wir allmählich Berg an gestiegen waren, kamen wir zu einem kleinen Benediktiner Mönchskloster St. Nicolo dell' Arena genannt, das ohngefähr dreizehn Meilen von Katania und eine Meile von

dem Vulkan liegt, alwo der letzte sehr große Ausbruch im Jahre 1669 seinen Ursprung nahm, von welcher Begebenheit Lord Winchelsea, der eben damals auf der Rückkehr von seiner Gesandtschaft zu Constantinopel, in Katania war, eine umständliche Nachricht an unsern Hof sandte. Sie ist vortreflich, und wurde gleich nachher in London gedruckt. Ich sah zu Palermo in der Büchersammlung des Prinzen Torremuzzo eine Abschrift davon. — Wir schliefen in dem Benediktinerkloster die Nacht auf den 25., und brachten den folgenden Morgen zu, die Verwüstung zu betrachten, die vorgedachter schrecklicher Ausbruch über das fette Land der Piemontese angerichtet hatte. Die Lava brach in einem Weinberge, eine Meile von St. Nicolo aus, und durch die häufigen Auswürfe von Steinen und Asche, entstand daselbst ein Berg, welcher, so weit ich urtheilen kann, da ich denselben bestiegen habe, nicht weniger denn eine halbe Meile senkrecht hoch, und gewiß an seinem Fuße, zum mindesten drei Meilen im Umfange ist. Die Lava die heraus lief, und woran man bis jetzt noch kein Zeichen der Fruchtbarkeit wahrnimmt, ist vierzehn Meilen in die Länge, und an vielen Orten sechs Meilen in die Breite. Sie erreichte Katania und warf einen Theil der Stadtmauer um, begrub ein Amphitheater, eine Wasserleitung und viel andere Denkmale der alten Größe dieser Stadt welche bisher dem Zahn der Zeit Widerstand gethan hatten; und

lief eine beträchtliche Länge in die See, so, daß sie mit der Zeit einen schönen, und sichern Hafen würde vorgerichtet haben; aber dieser wurde gleich nachher durch einen frischen Strom von derselben entzündeten Materie ausgefüllt; ein Umstand welchen die Katanier bis diesen Tag noch bedauren, weil sie keinen Hafen haben. Seit dieser Zeit ist dergleichen Ausbruch nicht gewesen, obwohl Merkmale vorhanden, daß viele und weit schrecklichere, jener vorhergegangen sind.

Zwei oder drei Meilen rund um den Berg, der durch diesen Ausbruch entstanden, ist alles kahl und mit Asche bedeckt; dieser Boden wird sowohl als der Berg selbst gewiß dereinst eben so fruchtbar seyn, wie viele andre Berge in seiner Nachbarschaft, die gleichfalls durch Auswürfe entstanden sind. Könnte man die Data dieser Auswürfe mit Gewißheit angeben, so würde es sehr unterrichtend seyn, und, so wie die dadurch entstandenen Berge sich in verschiedenem Zustande befinden, den Fortgang der Zeit anzeigen, welcher zu ihrer Befruchtung erfordert wird. Diejenigen, welche ich für die neuesten halte, sind bloß mit Asche bedeckt, andere von einem ältern Dato, mit niedrigen Pflanzen und Kräutern, und die ältesten, mit den stärksten Baumstämmen, die ich jemals gesehen habe; ich glaube aber daß die letztern so sehr alt sind, daß sie weit über die Geschichte hinausreichen. An dem Fuße des Berges, der durch den Ausbruch von 1669 entstanden, ist eine Höhle, durch welche wir, vermit-

telst eines Seiles, uns in unterschiedene unterirdische Grüfte hinabließen, die viel weiter und tiefer sich erstreckten und zertheilten, als wir uns zu wagen Lust hatten, wie denn auch die Kälte daselbst sehr strenge war, und ein heftiger Wind öfters einige von unsern Fackeln auslöschte. Diese Grüfte enthielten ohne Zweifel die ausgeflozne Lava, und die, wie ich zuvor gesagt habe, sich ganz bis Katania erstreckte. An der andern Seite des Aetna kennt man viel dergleichen Höhlen: nehmlich eine, die von den Landleuten La Baracca Vechia genannt wird, eine andere La Spelonca del Palombo, von den wilden Tauben die darin Nester bauen, und die Höhle Thalia, deren Boccaccio erwähnt. Einige davon werden zu Eiskellern gebraucht; ganz Maltha und Sicilien, wird mit diesem in einem heißen Himmelsstrich unentbehrlichen Bedürfniß von dem Berg Aetna versorgt. Man würde, wie ich mich unterstehe zu behaupten, deren noch mehrere finden, wenn man darnach suchen wollte, vornehmlich nahe und unter den Bechern, aus welchen die großen Lavaströme herausgeflossen sind, indem die ungeheure Menge von solcher Materie, die wir über der Erde antreffen, nothwendig sehr große Weitungen in der Tiefe voraussetzt.

Nachdem wir den Morgen des 25. mit diesen Bemerkungen zugebracht hatten, setzten wir unsern Weg durch die zweite oder mittlere Region des Aetna die La Selvosa, oder die waldigte genannt wird,

fort. Nichts kann schöner seyn, als diese. An jeder Seite sind Berge, oder Trümmer von Bergen, die durch manche alte Auswürfe aufgeworfen sind; einige sind beinahe so hoch, als der Berg Vesuv, der eine insbesondere, wie mein Führer der Kanonicus, der ihn gemessen hatte, mich versicherte, ist nicht viel weniger, als eine Meile Lothrecht hoch, und fünf bei seinem Fuß im Umfange. Sie sind alle mehr oder weniger bewachsen, auch innerhalb ihrer Becken; wie denn auch in diesen fruchtbare Thäler sich finden, die mit den dicksten Eichen, Kastanienbäumen und Föhren bewachsen sind, dergleichen ich nirgends gesehen habe, und es ist gewiß, daß hauptsächlich von hier aus, die Schwiffswerfte Sr. Sicilianischen Majestät mit Bauholz versehen werden. Da dieser Theil des Aetna zu den Zeiten der Tyrannen zu Syracus, wegen seines Bauholzes berühmt war, und da es eine sehr lange Zeit erfordert, wie ich vorhin schon bemerkt habe, bevor die Materie zur Fruchtbarkeit geschickt wird: so mögen wir uns hieraus das hohe Alter dieses respektablen Feuerberges vorstellen. Kastanienbäume waren die meisten in den Orten, wo wir durchreisten, und ob sie wohl von einer ansehnlichen Größe waren; so sind sie doch mit einigen auf der andern Seite der Region Selvosa, die Karpinetto genannt wird, nicht zu vergleichen. Viele haben mir erzählt, und besonders mein Führer, der den dicksten daselbst, la Castagna di cento Cavalli genannt, ge-

messen hatte, daß er herauswärts 28 neapolitanische Stäbe im Umkreis hielte. Nun ist ein neapolitanischer Stab zwei Fuß und ein halb Viertel englische Maaße. Hier kann man von der ungeheuren Größe dieses berufnen Baums urtheilen. Er ist hohl vor Alter, aber nahe dabei steht ein andrer, der fast eben so dick und dabei gesund ist. Ich habe diesen ausserordentlichen Baum nicht gesehen, weil es eine Reise von zwei Tagen würde erfordert haben, wenn ich mich dahin hätte verfügen wollen; überdem war die Witterung schon sehr heiß. Ich wundre mich, wie Bäume in einem so seichten Lande haben gedeihen können, denn tief können sie nicht eindringen, ohne auf einen Felsen von Lava zu treffen; und gewiß ein großer Theil Wurzeln von den dicken Bäumen, vor welchen wir vorbei giengen, liegen über der Erde, und haben durch den Eindruck der Luft eine Borke erhalten, die wie die Rinde ihrer Aeste aussieht. An diesem Theil des Berges giebt es das schönste Hornvieh in Sicilien. Wir bemerken überhaupt, daß die Hörner des sicilianischen Viehes beinahe zweimal so lang sind, als von irgend einem, das wir jemals gesehen hatten. Das Vieh an und für sich ist von gewöhnlicher Größe. Wir giengen bei der Lava von dem letzten Ausbruch im Jahr 1766 vorbei, welche über vier Quadratmeilen von oben erwähnten schönem Walde verheeret hat. Der Berg der durch diesen Ausbruch entstanden ist, hat einen Ueberfluß an Salz und Schwefel, welches

beides dem von dem Vesuv völlig gleich ist, wovon ich ehedem einige Proben dem verstorbenen Lord Morton übersandt habe.

In ohngefähr fünf Stunden, nachdem wir das Kloster von St. Nicolo dell' Arena verlassen hatten, kamen wir an den Rand der dritten Region La Mette, oder Scoperta genannt, die kahl oder unbedeckt ist, wo wir eine sehr scharfe Luft antrafen, so daß wir an diesem Berge an einem und demselben Tage, die vier Jahrszeiten ganz empfindlich fühlten; außerordentliche Sommerhitze in der Piemontese; die Mäßigkeit des Frühlings und Herbsts in der mittleren; und die große Winterkälte in der obern Region. Ich konnte wahrnehmen, daß, so wie wir uns der letztern näherten, das Wachsthum stufenweise abnahm, und von dicken Baumstämmen, kamen wir zu den kurzen Sträuchen und Pflanzen des nördlichen Striches. Ich sah eine Menge Wachholdern und Farrenkraut; unser Führer erzählte uns, daß später im Jahre so viel seltne Pflanzen daselbst nicht anzutreffen wären, und daß es an einigen Orten Rhabarber und Safran in Menge gäbe. In Carreras Geschichte von Catania ist ein alphabetisches Verzeichniß von allen Pflanzen und Kräutern des Aetna.

Bei einbrechender Nacht richteten wir hier ein Zelt auf und machten ein starkes Feuer, welches sehr nothwendig war, denn ohne dasselbe und recht warme Kleidung, hätten wir gewiß vor Kälte umkommen

müssen. Des Morgens auf den 26. gegen 1 Uhr verfolgten wir unsere Reise gegen den großen Becher. Wir gingen über Thäler und Schnee, der nie schmelzt, es müßte denn aus dem obern Becher ein Ausbruch von Lava entstehen, welches sich schwerlich jemals ereignet; die großen Ausbrüche kommen gemeiniglich aus der mittlern Region, weil die entzündete Materie, wie ich dafür halte, lange vorher, ehe sie bis zu der ausnehmenden Höhe der obern Region hinauf steigen kann, durch einige schwächere Theile ihre Wege findet, und der große Rachen auf der Spitze, dem Vulkan bloß als ein gemeiner Schornstein dient. An vielen Stellen ist der Schnee mit einer Lage von Asche bedeckt, die aus dem Becher ausgeworfen ist, welcher, wenn ihn die Sonne hin und wieder schmelzt, den Boden sehr trüglich macht; aber da wir außer unserm Führer noch einen Bauer bei uns hatten, der in diesen Thälern gut bekannt war, so kamen wir an den Fuß des kleinen Aschenberges, der den Aetna bedeckt, ohngefähr vor Sonnen Aufgang wohlbehalten an. Dieser Berg liegt in einer sanftfallenden Ebne, von ohngefähr neun Meilen im Umfange; ist ohngefähr eine viertel Meile senkrecht hoch, sehr stickel, aber doch nicht so steil als der Vesuv; ist in den letztern 25 oder 30 Jahren aufgeworfen, wie mir viel Leute aus Catania erzählt haben, die sich der Zeit erinnerten, da in der Mitte vorgedachter Ebne nur ein weiter Schlund oder Becher gewesen war. Bis hieher war der Weg so allmählig

mählig bergan gegangen (denn die Spitze des Aetna ist nicht weniger als dreißig Meilen von Katania, von wannen das Ansteigen anhebt) daß es uns nicht im geringsten ermüdet hatte; und wenn es der Schnee verstattet hätte, so hätten wir auf unsern Maulthieren bis sogar an den Fuß des kleinen Berges reiten können, bis dahin und nicht höher der Canonicus unser Führer nur gekommen war. Aber da ich sah, daß dieser kleine Berg auf eben die Art, als die Spitze des Vesuv gebauet war, welche, ohnerachtet aus jeder Oeffnung Rauch heraus geht, fest und dicht ist, so machte ich mir kein Bedenken, bis zu der Spitze des Schlundes hinaufzusteigen, und meine Begleiter folgten nach. Das stickle Hinaufsteigen, die dünne Luft, der Schwefeldampf und die Heftigkeit des Windes, welche uns manchmal nöthigten, uns platt aufs Gesicht zu werfen, damit wir nicht umgeschmissen wurden, machte diesen letztern Theil unsrer Unternehmung sehr unangenehm und beschwerlich. Unser Führer, um uns gleichsam zu trösten, versicherte uns, daß gemeiniglich um diese Zeit in der obersten Region viel mehr Wind sey. Bald nachher, als wir uns auf dem Gipfel des Aetna gelagert hatten, stieg die Sonne auf und eröffnete einen Schauplatz, der wirklich alle Beschreibung übertrifft. So wie der Gesichtskreis nach gerade erleuchtet wurde, entdeckten wir den größten Theil von Calabrien und die See auf jener Seite. Der Pharus von Messina, die liparischen Inseln, der

Stromboli mit seiner rauchenden Spitze, schienen, ob sie wohl über 70 Meilen entfernt waren, gerade unter unsern Füßen zu liegen. Wir sahen die ganze Insel Sicilien, ihre Flüsse, Städte, Häfen &c. eben so, als wenn wir auf eine Landkarte geguckt hätten. Die Insel Maltha hat einen niedrigen Boden und in diesem Theil des Gesichtskreises war damals eine dicke Luft, weswegen wir sie nicht unterscheiden konnten. Unser Führer versicherte uns, daß er sie zu andern Zeiten ganz deutlich gesehen hätte, welches ich auch glaube, denn in andern Theilen des Gesichtskreises, die nicht neblicht waren, sahen wir viel weiter; überdem konnten wir von unserm Schiffe, als wir einige Wochen zuvor in die Mündung des Hafens zu Maltha einliefen, die Spitze des Aetna klärlich sehen; kurz, wie ich es nachher auf einer guten Charte ausgemessen habe; so übersahen wir mit Einem Blick, einen Zirkel von mehr als neun hundert englischen Meilen. Der pyramidenförmige Schatten des Berges erstreckte sich mitten durch die ganze Insel und noch weit auf jener Seite in die See. Ich zählte von hier vier und vierzig kleine Berge, (klein nenn ich sie, in Vergleich ihres Vaters des Aetna, ob sie gleich anderswo groß scheinen würden) in der mittleren Regien an der Seite von Catania, und viele andere an der andern Seite des Berges, alle kegelförmig und deren jeder seinen Becher hatte; viele waren sowohl in als ausserhalb des Schlundes mit Baumstämmen bewach-

sen. Die Gipfel derjenigen Berge, die ich für die ältesten halte, sind moosicht, und folglich die Trichter weiter und nicht so tief, wie bei den Bergen, die von einem jüngern Auswurf herrühren, und die noch ihre vollständige Pyramidenfigur haben. Einige sind von der Zeit so sehr zugeschlemmt, daß man auf ihrer runden Spitze von dem Becher nichts weiter sieht als eine Art von Vertiefung oder Senke; andere haben nur noch den halben, oder dritten Theil von ihrem Kegel; die fehlenden Theile sind herunter gewaschen, oder vielleicht durch Erdbeben, die hier sehr häufig sind, abgerissen worden. Alle sind inzwischen augenscheinlich durch einen Auswurf entstanden, und ich habe Grund zu glauben, daß man aus mancher seltsamen Gestalt der Berge in andern Welttheilen den Schluß ziehen köune, daß sie von eben dieser Würkung der Natur ihren Ursprung haben. Ich bemerkte, daß diese Berge durchgängig eine Strecke oder Kette ausmachen, sie haben meistens an der einen Seite eine Kluft oder Spaltung, eben so wie die an den Seiten des Vesuv durch Auswurf entstandenen kleinen Berge, deren acht oder neune sind. Diese Spaltung ist durch die Lava verursacht worden die da hindurch gedrungen ist, welche Würkung ich in der Nachricht von dem letzten Ausbruch des Vesuv beschrieben habe. Sollte ich irgendwo einen Berg antreffen, es sey in welchem Welttheile es wolle, der einen ordentlichen Kegel vorstellt, auf seiner Spitze einen hohlen Becher hat, und

an der einen Seite unganz ist; so würde ich mich erdreisten, zu behaupten, daß ein dergleichen Berg durch einen Ausbruch seine Gestalt erhalten habe; wie denn die durch einen Ausbruch formirten Berge, sowohl an dem Aetna als Vesuv, ohne Streit mit dieser Beschreibung übereinkommen. Doch ich muß zu meiner Erzählung zurück kehren.

Nachdem wir unsere Augen an obgedachter prächtigen Aussicht geweidet hatten, welcher zu Gefallen wie Spartian uns erzählt, der Kaiser Adrian sich die Mühe nahm, den Aetna zu besteigen, guckten wir in den großen Becher, der, so weit wir urtheilen konnten, ohngefähr drittehalb Meilen im Umfange ist. Wir hielten es nicht sicher herum zu gehen und ihn zu messen: weil einige Stellen einen rolligten Grund zu haben schienen. Die inwendige Seite des Bechers, welche eben wie beim Vesuv mit Salz und Schwefel überzogen ist, hat die Gestalt eines umgekehrten hohlen Kegels, und ihre Tiefe ist beinahe der Höhe des kleinen Berges gleich, der den großen Vulkan bedekt. Der Rauch, der häufig aus den Seiten uud Boden herausdringt, verhinderte es, daß wir nicht ganz herunter sehen konnten; aber so wie der Wind den Rauch von Zeit zu Zeit verwehete, sah ich diesen umgekehrten Kegel fast bis auf einen Punkt zusammengezogen; und aus wiederholten Beobachtungen unterstehe ich mich zu sagen, daß in allen Feuerbergen die Tiefe des Bechers mit der Höhe des kegelförmigen Aschen-

berges, welcher sie gemeiniglich bedeckt, von beinahe gleichem Verhältniß seyn wird; kurz ich sehe die Becher als eine Art von Schornsteinen an, unter welchen ungeheure Weitungen und Abgründe sind. Die Entstehung solcher keglichten Berge mit ihren Bechern läßt sich leicht aus dem Herunterfallen der Steine, Kohlen und Asche erklären, die zur Zeit eines Ausbruchs herausgetrieben werden.

Der Rauch des Aetna, ob er gleich sehr schweflicht ist, kam mir doch nicht so stinkend und widrig vor, wie der vom Vesuv. Aber unser Führer sagte mir, daß seine Beschaffenheit sich verändere, nach der Beschaffenheit der Materie, die eben darin in Bewegung ist, wie ich denn weiß, daß es mit dem Vesuv eben so geschieht. Die Luft in der ganzen obern Region des Aetna, und vornehmlich in dem höchsten Theil desselben, war so sehr rein und heiter, daß wir mit Mühe Athem holten, und hatte der schweflichte Rauch hieran keine Schuld. Ich hatte zwei Barometer und ein Thermometer von Neapel mitgebracht, in der Absicht, das eine bei Jemanden an dem Fuß des Berges zu lassen, mittlerweile wir mit dem andern, bei Sonnenaufgang unsere Observationen auf der Spizze machen würden. Aber der eine Barometer war unglücklicher Weise auf der See verdorben, und ich konnte zu Catania Niemanden antreffen, der geschickt gewesen wäre, ihn wieder zu recht zu machen. Sonderbar ist es, daß ich mich nicht erinnere, an einem

Orte von Sicilien ein Barometer gesehen zu haben. An dem Fuße des Aetna am 24. da wir zuerst unsere Observationen machten, stand das Quecksilber 27 Grad 4 Linien. Das Thermometer war bei der ersten Observation am Fuß des Berges 84 Grad, und bei der zweiten am Becher, 56 Grad. Das Wetter hatte sich in keine Weise geåndert, und war so den 24., als 26. klar und helle. Bei der strengen Kålte und dem stůrmenden Winde auf der Spitze des Aetna, war es uns sehr beschwerlich, mit unserm Barometer umzugehen; obiges war indessen das Resultat von unsern Bemerkungen, so genau wir dieselben unter den Umstånden, worin wir waren, anstellen konnten. Der Canonicus versicherte mich, daß die senkrechte Hőhe des Berges Aetna etwas mehr als drei italiånische Meilen ausmache, uud ich glaube gewiß, daß es sich so befindet.

Nachdem wir uns wenigstens drei Stunden bei dem Becher aufgehalten hatten, stiegen wir herunter und giengen zu einer Anhőhe, die ohngefåhr eine Meile von dem obern Theil des Berges, den wir eben verlassen hatten, entfernt war. Wir sahen daselbst einige Ueberbleibsel von den Grundmauern eines alten Gebåudes. Es ist von Backsteinen und dem Anschein nach mit weißem Marmor verziert gewesen, wovon viele Stůcke umher lagen. Es wird der Philosophenthurm genannt, und man sagt, daß Empedokles darin gewohnt habe. Weil die Alten den himmlischen

Göttern auf der Spitze des Aetna zu opfern pflegten: so kann es seyn, daß dieses die Ruinen eines Tempels sind, der dieser Absicht gewidmet war.

Von hier giengen wir ein wenig weiter über vorerwähnte sich neigende Ebne, und sahen die deutlichen Merkmale eines fürchterlichen Stroms von heißem Wasser, der zur Zeit eines Ausbruchs der Lava, im Jahr 1755 aus dem großen Becken herauskam, über welche Erscheinung unser Führer der Canonicus Recupero eine Abhandlung herausgegeben hat. Zum Glück nahm dieser Strom seinen Weg nicht über die bewohnten Gegenden des Berges, wie bei einer gleichen Begebenheit der Strom aus dem Vesuv, der im Jahr 1631 einige Städte und Dörfer in seiner Nachbarschaft, mit Tausenden ihrer Einwohner wegschwemmte. Nach der gemeinen Meinung kommen diese Ausbrüche von Wasser nur aus solchen Vulkanen, die Verbindung mit der See haben; aber ich glaube vielmehr, daß sie bloß von Regenwasser, welches sich in einer von den inneren Höhlen gesammelt hat, ihren Ursprung nehmen. Wir sahen gleichfalls von hier die ganze Laufbahn einer alten Lava, die seit Menschendenken die beträchtlichste in ihrer Erstreckung ist. Sie lief bei Taormina in die See, welcher Ort nicht weniger als dreißig Meilen von dem Becher, aus welchem der Ausbruch geschah, entlegen ist, und an vielen Orten ist sie funfzehn Meilen breit. Da die Laven des Aetna gemeiniglich funfzehn bis zwanzig Meilen

lang, sechs bis sieben Meilen breit und etwas über funfzig Fuß tief sind: so kann man eines theils von der ungeheuren Menge der Materie urtheilen, die bei einem großen Ausbruche dieses Berges herausgeworfen worden, und andern theils von den unermeßlichen Weitungen, die nothwendig in seinem Eingeweide seyn müssen. Die ausgebreitesten Lavas des Vesuv erstrecken sich nicht weiter, als sieben Meilen in die Länge; die Wirkungen der Natur sind freilich bei einem Berge so, wie bei dem andern; aber bei dem Aetna gehen sie alle ins Große. Was die Natur und Beschaffenheit ihrer Laven betrifft, so sind sie einander fast gleich, ich glaube jedoch, daß die von dem Aetna schwärzer, und überhaupt schwammigter ist, als die vom Vesuv. An der Seite des Aetna, über welche wir giengen, sah ich keine solche Lagen Bimbstein, als es um den Vesuv häufig giebt, und die die alte Stadt Pompeja bedecken. Aber unser Führer erzählte, daß an den andern Seiten des Berges dergleichen wären. Ich sah einige Schichten von Tuffa, wie man sie hier nennt. Sie ist die nehmliche, womit Herkulanum bedeckt ist, und woraus fast durchgängig der obere Boden um Neapel bestehet. Sie ist, wenn man sie untersucht, eine Mischung von kleinen Bimbsteinen, Asche und Stükken Lava, welches alles sich mit der Zeit in eine Art von Stein verhärtet hat. Kurz ich fand, was die ausgeworfene Materie anbetrift, an dem Berge Aetna

nichts, das der Vesuv nicht auch hervorbringt und in der ausgeworfenen Materie und Lava des letztern ist gewiß eine viel größere Varietät, als bei dem ersteren. Beide haben eine Menge kiesigter und krystallisirter oder vielmehr verglaseter Steine. Nur führt die Seeküste an dem Fuß des Aetna viel Amber bei sich, dergleichen sich, an dem Fuß des Vesuv nicht findet. Gegenwärtig ist zwar eine viel größere Menge von Schwefel und Salz auf der Spitze des Vesuvs, denn auf dem Aetna; aber dieser Umstand ändert sich nach dem Grad der innern Gährung, und unser Führer versicherte mich, daß er zu andern Zeiten, deren eine größere Menge auf dem Aetna gesehen hätte. Auf unserm Rückwege nach Catania zeigte mir der Canonicus einen kleinen mit Weinreben bewachsenen Hügel, welcher den Jesuiten zugehört, und sicherem Zeugnisse nach, im Jahr 1669 durch die Lava unterwühlt, und eine halbe Meile weit von dem Platze, wo er sonst stand weggeführt wurde, ohne daß der Wein Schaden genommen hätte. Bei großen Ausbrüchen des Aetna hat man durch den Rauch aus dem großen Becher, öfters eben eine solche Art von Blitz hindurch fahren sehen, wie ich in meiner Nachricht von dem letzten Ausbruch des Vesuvs beschrieben habe. Den Alten war diese Erscheinung nicht unbekannt, denn Seneca sagt *)

*) Lib. II. Qu Nat. Aetna aliquando multo igne abundavit, ingentem vim arenae urentis effudit,

„Der Aetna hat einst viel Feuer gespieen, eine große Menge glühenden Sandes ausgeworfen. Der Staub hat das Tageslicht verdunkelt, und eine plötzliche Nacht die Menschen in Schrecken gesetzt. Zu der Zeit soll es häufig geblitzt und gedonnert haben."

Bis auf das Jahr 252 nach Christi Geburt, sind die chronologischen Nachrichten von den Ausbrüchen des Aetna sehr mangelhaft. In bemeldetem Jahre aber hat man zum ersten Mal zu dem Schleier der heiligen Agatha, als einem Hülfsmittel die Wuth der strömenden Lava zu brechen, seine Zuflucht genommen und denselben nachher, wenn große Ausbrüche sich ereignen, allemal ausgestellt; da denn die seiner Wirkung beigemessene und von den Priestern sorgfältig aufgezeichnete Wunder, die Data, an welchen sich dergleichen Ausbrüche zugetragen, in Andenken erhalten haben. Die Reliquien des heiligen Januarius haben den Liebhabern der Naturgeschichte gleichen Dienst gethan, weil durch sie die großen Ausbrüche des Vesuvs auf die Nachwelt gebracht worden. Ich finde in den Tagebüchern von den Ausbrüchen des Aetna, daß er in seinen Wirkungen eben so unordentlich und ungewiß ist, wie der Vesuv. Der letzte Ausbruch war 1766.

Auf unserer Rückreise von Messina nach Neapel, wurden wir mitten unter den Liparischen Eylanden,

involutus est dies pulvere populosque subita nox terruit; illo tempore ajunt plurima fuisse tonitrua et fulmina.

von einer dreitägigen Windstille befallen, wodurch wir bequeme Gelegenheit hatten zu bemerken, daß alle diese Inseln augenscheinlich einem Auswurf ihren Ursprung zu danken haben. Die eine, welche Volkano genennt wird, ist in demselben Zustande wie die Solfaterra Stromboli, ist ein feuerspeiender Berg, der noch im vollen Feuer stehet, und in seiner Wirksamkeit nichts nachgelassen hat. Unter allen Liparischen Eylanden ist dieser am meisten pyramidalisch. Wir sahen, daß er aus seinem Becher häufig glühende Steine auswarf, auch kamen einige kleine Ströme von Lava aus seiner Seite, die in die See liefen. Dieser Vulkan ist von dem Aetna und Vesuv darin unschieden, daß er ohne Aufhören Feuer auswirft und selten Lava. Seines beständigen Auswurfs ohngeachtet, ist gleichwohl dieses Eyland an der einen Seite von etwa hundert Familien bewohnt.

XIV.

Fragmente aus der Geschichte der ehemaligen Stadt Babylon, jetzt Bagdad.

Babylon muß man unter die größten und merkwürdigsten Städte des Alterthums rechnen, von denen uns jetzt weiter nichts mehr übrig ist, als der verwüstete Platz, wo sie gestanden haben, und die Nachrichten, welche uns die alten Schriftsteller von ihrem ehemaligen Glanze und Schicksalen geben. In der weltlichen Geschichte bleibt sie immer ein Denkmal der Macht und des Reichthums der Fürsten, die sie erbaueten und zum Sitze ihres Reichs machten; und in der Kirchengeschichte des jüdischen Volks eine Stadt die eine lange Zeit mit den Schicksalen desselben die genaueste Verbindung hatte. So entfernt also auch die Zeiten ihres Ruhms von den unsrigen seyn mögen: so wenig auch jetzo noch von ihr übrig ist; so interessant muß es uns doch immer bleiben, uns um ihre

ehemalige Beschaffenheit zu bekümmern, und sie so kennen, zu lernen, wie sie uns die ältesten und bewährtesten Schriftsteller beschreiben.

Die alten Schriftsteller sind über den ersten Erbauer dieser ungeheuer großen Stadt, die in Asien am Euphrat lag, nicht einig. Semiramis, die das assirische Reich mit so vielem Ruhme beherrschte, hat die Ehre, daß ihr viele auch die erste Gründung von Babilon beilegen. Andere sagen, Belus *) der Stifter der assirischen Monarchie habe sie erbauet, und Semiramis nur vieles zur Verbesserung und Verschönerung derselben beigetragen. Viele der angesehensten und gelehrtesten Geschichtsschreiber der neuern Zeiten, halten die letztere Meinung für gewißer; und haben hierin außer Zweifel die sichersten Beweise auf ihrer Seite. Indessen mag man von diesen beiden Meinungen annehmen, welche man will; es bleibt allemal gewiß, daß Babilon dem Nebucatnezar fast eben so viel zu verdanken hat, als dem, der sie zuerst gründete. Dieser erweiterte sie indem er die Hälfte erbauete, welche an der Westseite des Euphrats lag, und eben so groß war, als die sogenannte alte Stadt an der Ostseite des Flusses, die schon vor ihm gestanden hatte. Will man also die

*) Dieser Belus ist wahrscheinlich eben die Person, welche in der Bibel Nimrod heißt, und muß um das Jahr der Welt 2357 bis 2387 ohngefähr regiert haben.

Stadt in ihrer größten Herrlichkeit kennen lernen, so muß man sie betrachten, wie sie kurz nach den Zeiten Nebucadnezars war. Denn vor ihm war sie um die Hälfte kleiner, und nicht sehr lange nach ihm gerieth sie schon wieder in Verfall.

Man kann die Größe von Babilon wohl am besten nach ihren Mauern beurtheilen. Sie hatten im Umfange, nach den sichersten Zeugnissen funfzehn deutsche Meilen, und waren durchgehends sieben und achzig Fuß dick, und dreihundert und funfzig Fuß hoch. Sie waren ein Werk, dessen Betrachtung bei uns nothwendig den Gedanken erregen muß, wie es möglich gewesen ist, daß Menschen sich eine so ungeheure Unternehmung haben können einfallen lassen; und noch mehr, wie sie im Stande gewesen sind, sie nach ihren Entwürfen auszuführen. Welchen Grund erforderten Mauren von so unermeßlicher Schwere in einem so wasserreichen und sumpfigten Boden, als die Gegend um Babilon ist. Wie viele tausend Arbeiter waren nöthig, wenn der Bau nicht einige Jahrhunderte dauren sollte, um eine Mauer zu errichten die 15 Meilen lang, 87 Fuß dick und 350 Fuß hoch war. Diese Mauer um die Stadt machte ein auf allen Seiten gleich langes Viereck aus, das der Euphrat von Norden gegen Süden durchströmte, und in zwei gleiche Theile zertheilte, der um diese Gegend 600 Fuß breit ist. Sie war mit einem sehr breiten und tiefen Wassergraben umgeben, der früher fertig wurde, als die

Mauren selbst: denn man verwandte die Erde, die man aus dem Canale grub, daraus große Ziegelsteine zu brennen, aus denen man jene aufführte. Die Steine an einander zu befestigen, brauchte man das den Alten so bekannte Bitumen *), welches das Gebäude so fest machte, daß es nur durch die größte Gewalt konnte zerstöhret werden. Auch dieser Stadtgraben war auf beiden Seiten mit einer sehr dicken Futtermauer von gebrannten Steinen und Bitumen versehen. Die Stadt hatte überhaupt hundert Thore; nemlich auf jeder Seite der Mauer fünf und zwanzig, daran die Flügel von Erz waren. Ausserdem war die Mauer durch zweihundert und funfzig Thürme befestiget, deren jeder zehn Fuß höher war, als die Mauer selbst. Sie waren so angebracht, daß in denen Gegenden, wo die Stadt nicht durch tiefe Moräste und Sümpfe ganz unzugänglich war, allemal zwischen zwei Thoren drei Thürme standen, und an den Ecken des ganzen Vierecks jedesmal viere mehr, und dann noch drei zwischen

*) Dieses Bitumen ist ein Erdharz, das sich in manchen Gegenden des Morgenlandes sehr häufig findet. Es ist anfangs ganz flüssig, daß man es füglich, wie unsern Kalk, gebrauchen kann, die Steine damit an einander zu fügen; es erhält aber an der Luft bald eine so große Härte und Festigkeit, daß es sogar den Stein selbst an Dauer übertrift. Man bediente sich in ältern Zeiten desselben häufig zum Bauen. Unter den Alten enthält Plinii Historia Nat. verschiedene gute Nachrichten von diesem Harze.

diesen Ecken und dem nächsten Thore. Wo man aber wegen der tiefen Moräste gar nicht an die Mauer kommen konnte, da waren auch keine Thürme angebracht.

Nach der Einrichtung der Thore richteten sich auch die Hauptstraßen in der Stadt. Von den fünf und zwanzig Thoren, die auf jeder Seite der Stadt waren, giengen fünf und zwanzig Gassen in gerader Linie, bis an das entgegenstehende Thor. Es waren also in allem funfzig Hauptstraßen, die nebst den vielen Nebengassen, welche sich nach rechten Winkeln wie die Hauptstraßen durchschnitten und an die Stadtmauer oder den Fluß stießen, die ganze Stadt in sechshundert und sechs und siebenzig Viertel theilten. Ein solches Viereck hatte auf jeder Seite eine Fronte von zweitausend und siebenhundert Fuß, auf welchem die Gebäude so errichtet waren, daß die Wohnhäuser alle an der freien Straße standen. Keines derselben war niedriger als drei oder vier Stockwerke. Der leere Raum, den diese Häuser auf einem solchen Vierecke einschlossen, wurde theils mit Nebengebäuden bebauet, theils zu Höfen, Gärten, und dergleichen angewendet. Von den Straßen selbst, war keine breiter als zweihundert, und keine schmäler als einhundert und funfzig Schuh. Man sieht hieraus, daß Babilon ziemlich weitläuftig, und lange nicht so enge bebaut war, als es bei uns volkreiche Städte gewöhnlich sind Indessen muß man auch sagen, daß die Breite der Gassen, und die großen regulairen Plätze, die von Gebäuden

den eingeschlossen waren, viel zu Verschönerung des Ganzen beitrugen; und daß diese Räumlichkeit, in einem so heißen Himmelsstriche, für die Einwohner sehr nöthig gewesen ist. Wäre die Stadt enger bebauet, und stärker bevölkert gewesen; so würden Pest, ansteckende Krankheiten, Erstickungen, und andere solche Plagen Uebel gewesen seyn, mit denen die Einwohner beständig hätten kämpfen müssen, und davon sie niemals gänzlich hätten frei werden können.

Wir kommen auf die merkwürdigen einzelnen Theile und Gebäude der Königlichen Stadt, der wir in Absicht ihres Umfanges keine aus unsern Zeiten an die Seite setzen können. Der Fluß Euphrat theilte sie in zwei gleiche Theile. Dieser hat es mit verschiedenen andern Flüssen in den heißern Himmelsstrichen gemein, daß er zu gewissen Zeiten im Sommer ausserordentlich aufschwillt, aus seinen Betten tritt, und dann die umliegenden Gegenden unter Wasser setzt.

Wie leicht sieht man nicht, daß Babilon, das in einer großen und fruchtbaren Ebene lag, bei diesem Austreten mancherlei Unbequemlichkeiten befürchten mußte, und oft wirklich in gewissen Gegenden unter Wasser gesetzt wurde? Aus dieser Ursach legten die assirischen Regenten, vornemlich Nebucadnezar viele große Werke in und ausser der Stadt an. Das erste derselben waren die beiden gegrabenen Kanäle, oberhalb der Stadt gegen Morgen. Sie erstreckten sich beide bis an den Fluß

Tigris, und sollten die Fluten ehe sie an die Stadt kamen, ablenken, daß sie sich in den Tigris ergießen mußten. Derjenige von diesen Kanälen, welcher der Stadt am nächsten lag, war so groß, daß er die größten Schiffe trug, und also zugleich zur Communication des Euphrats und Tigris diente. Indessen hielt man dieses allein doch noch nicht für hinlänglich, die Stadt in Sicherheit zu setzen. Nebucadnezar errichtete an beiden Seiten des Flusses hohe von Stein gemauerte Dämme, welche auf der Ostseite außer der Stadt schon bei den Kanälen ihren Anfang nahmen, und sich gegen Westen noch um ein ziemliches weiter erstreckten, als die Stadt mit ihren Gebäuden und Mauern. Innerhalb der Stadt waren sie eben so stark, als die Stadtmauern selbst. Weil die Hauptstraßen von einem Thore zum andern giengen, so grenzten sie auf beiden Seiten an den Fluß, der mitten durch die Stadt gieng. Hier machte man allenthalben, wo eine Gasse an den Fluß stieß, Oefnungen in die Mauern, und versah sie mit Thoren von Erz, die am Tage offen standen. Durch diese giengen die Einwohner der Stadt auf gemauerten Stufen herunter zum Flusse, um Wasser zu schöpfen, oder auch mit Kähnen auf die andere Seite zu fahren. Zur Nachtzeit waren die Thore insgesamt verschlossen. Ehe man den Bau dieser Mauern anfing, wurde auf der Abendseite der Stadt ein großer Teich gegraben, um den Strom so lange in denselben abzuleiten, bis diese Mauern, die fünf Meilen in der Län-

ge hatten, fertig waren. Man kann sich schon vorstellen, daß dieser See oder Teich ein erstaunenswürdiges Werk muß gewesen seyn, da man ihn gebrauchte einen Strohm abzuleiten, der sechshundert Fuß Breite hatte. Nach der mäßigsten Berechnung hatte er vierzig deutsche Meilen in seinem ganzen Umfange, und jede Seite hielt also zehn Meilen in der Länge. Wenn man die Wälle um denselben, die von der ausgeführten Erde entstanden, mit rechnet; so war er wenigstens fünf und siebenzig Fuß tief. Die Seiten des Teiches waren mit einer sehr starken Mauer von Ziegelsteinen und Bitumen versehen. Man fand es für nützlich, dieses Werk nachher immer in gutem Stande zu erhalten. Wenn der Strohm sehr anschwoll, diente er, außer den oben genannten Kanälen, ebenfalls eine große Menge Wasser abzuführen, ehe der Fluß an die Stadt kam. Dieses sind die Werke, welche Babilon vor aller Gefahr schützen konnten, die es sonst wegen des Euphrats in seinen Mauern zu besorgen hatte, und denen es auch ausserdem gar nicht würde haben entgehen können.

Nach der Zeit, da alle diese Werke schon fertig waren, bauete man noch eine Brücke über den Fluß, um die sogenannte alte und neue Stadt desto genauer zu vereinigen, und den Bürgern die Communication zu erleichtern, für die es freilich etwas beschwerlich war, daß sie niemals anders als durch Fahrzeuge von einer Seite zur andern kommen konnten. Sie ruhete auf steinernen Pfeilern, deren jeder von dem andern zwölf

Fuß weit entfernt war. Starke eiserne Klammern, die mit Blei eingegossen waren, befestigten einen Stein an dem andern. Die Brücke selbst hielt eine Breite von dreißig Fuß, und war oben mit den größten Balken von Cedern, Cypressen und Palmenholz belegt.

Diese prächtige Brücke lag beinahe mitten in der Stadt, und hatte auf beiden Seiten zwei Palläste oder vielmehr Schlösser. Die alten Schriftsteller sind über den Erbauer derselben eben so wenig einig, als über den Erbauer der Stadt selbst. Diodor von Sicilien *) giebt sie für Werke der Semiramis aus, der er auch fast alle andere Merkwürdigkeiten in Babilon zuschreibt. Berosus sagt beim Josephus **) das Schloß an der westlichen Seite des Flusses, nebst den hängenden Gärten hätte Nebucadnezar seiner Gemahlin Amyitis zu gefallen aufgeführt. Dieses letztere übertraf jenes, das gegen Morgen lag, so weit an Größe, als an Pracht und Schönheit. Es war mit einer dreifachen Mauer umgeben, davon die äußerste zwei deutsche Meilen im Umkreise hatte. Sie war aus gebrannten Steinen aufgeführt. Die zweite, oder mittlere Mauer war im Umfange ein und ein Drittheil einer deutschen Meile weit, hatte Thürme von zweihun-

*) Im zweiten Buch seiner historischen Bibliothek S. 96. 97. der Rhodomannischen Ausgabe.

**) Im zehnten Buch der jüdischen Alterthümer, Kap. II. §. 1 der Havercampischen Ausgabe. Th. 1 S. 537. 538.

dert und achzig Fuß hoch. An den Ziegelsteinen waren, ehe sie hart wurden, Thiere von allen Arten in erhabene Figuren gebildet, und nach dem Leben mit Farben gemalt. Die innerste, welche den Pallast umgab, war noch höher und stärker als die mittlere. Ihre Thürme und das Mauerwerk waren, wie bei der zweiten, mit erhabenen Figuren von Thieren geziert, deren keine unter vier Ellen hoch war. Das bewundrungswürdigste Stück an derselben war die Abbildung einer Jagd. Man erblickte dabei die Semiramis zu Pferde, wie sie mit dem Wurfspieße einen Parder erlegte; und neben ihr den Ninus ihren Gemahl, wie er zu Fuße mit dem Spieße einen Löwen erstach. Das andere Schloß lag an der östlichen Seite des Euphrats, und war um die Hälfte kleiner. Es hielt nur eine deutsche Meile im Umfange. Die Verzierungen der äussersten Mauer bestanden in ehernen Bildsäulen, die den Belus, Ninus, die Semiramis, und die vornehmsten Fürsten des Reichs vorstelleten, und in verschiedenen Abbildungen von Jagden und Schlachten.

Die beiden wichtigsten, berühmtesten und bewundernswürdigsten Werke der Baukunst in Babylon, waren nach dem einhelligen Zeugnisse des Alterthums, der Tempel des Belus und die schwebenden Gärten. Wenn man die Beschreibungen davon liest; so wird man sich schwerlich entschließen können zu entscheiden, was man am mehrsten bewundert, ihre Größe, ihren Umfang, ihre Höhe, oder die Kunst

Schönheit und Regelmäßigkeit derselben. Die schwebenden Gärten lagen nahe an dem größten und schönsten königlichen Schlosse, das an der westlichen Seite des Euphrats aufgeführet war. Die Grundlage derselben war ein Viereck, das auf jeder Seite vierhundert, und also im ganzen Umfange sechszehn hundert Fuß hielt. Das ganze Gebäude bestand aus verschiedenen Terrassen. Man stieg von einer zur andern auf steinernen Treppen, deren Stufen zehn Fuß breit waren. Die Terrassen ruheten auf großen steinernen Schwibbögen, und waren ihrer Einrichtung nach, einander gleich. Die Schwibbögen nehmlich hatten oben erstlich eine Bedeckung von gehauenen Steinen, deren jeder sechszehn Fuß lang und viere breit war. Ueber diesen war eine starke Lage von einem Cement aus Rohr und Bitumen. Dann folgte eine doppelte Lage von gebrannten Steinen, die ein ausserordentlich fester Gyps mit einander verband. Diese waren endlich mit dicken bleiernen Platten bedeckt. Auf diesem Grunde war die Erde jeder Terrasse so hoch aufgeschüttet, daß die höchsten Bäume vollkommen Raum hatten, ihre Wurzeln in die Weite und Tiefe auszubreiten. Sie waren mit allen Arten von Früchten und Gewächsen bepflanzt. Auf der obersten Terrasse war die Wasserkunst, durch welche das Wasser aus dem Euphrat heraufgebracht und allenthalben so verbreitet wurde, daß die Gewächse beständig genug Feuchtigkeit hatten. Die Mauer, an

der das ganze Gebäude ruhete, war zwei und zwanzig Fuß dick, und die ganze Höhe desselben war den Stadtmauern gleich; nehmlich dreihundert und funfzig Fuß. Vielleicht wundert man sich, warum Nebucadnezar mit so großen Kosten diese Gärten anlegte, da doch die Stadt in einer wasserreichen und sehr fruchtbaren Ebene, also auch in einer angenehmen Gegend lag. Wir wollen dieses zu beantworten, die Veranlassung zu diesem Werke so anführen, wie sie uns fast alle alten Schriftsteller erzählen, die ausführlich davon reden. Die Gemahlin des Königs, sagen sie, war eine medische Prinzessin. Sie hatte ausserordentlich viel Neigung für die Gegenden ihres Vaterlandes. Berge, bewachsene Hügel, und Ebenen wechselten daselbst mit einander ab. Mußten diese nicht mehr Reiz und Abwechselung für das Auge, mehr angenehmes und vergnügendes für das Herz haben, als die unabsehlichen Flächen um Babylon, wo das Auge keine Gränzen, keine Ruhepunkte, keine Abwechslungen findet? Amyitis, so hieß, wie wir gesagt haben, die Gemahlin des Königes,) wünschte deswegen eine Einrichtung, die ihr in Babylon etwas ähnliches mit den Aussichten in Medien zeigte. Diesen Wunsch zu befriedigen, führte der König diese Gärten auf, die zu allen Zeiten ein Gegenstand der Bewunderung gewesen sind.

Der Tempel des Belus lag in dem östlichen Theile der Stadt Babylon. Der hohe Thurm, welcher in der Mitte desselben stand, war älter als die

andern Gebäude, die dazu gehörten. Dieser übertraf an Höhe sogar die aegyptischen Pyramiden. Die Grundlage war ein Viereck, das zwei tausend und vier hundert Fuß im Umfange hatte. Er war, wie alle andere Werke in Babylon, die wir beschrieben haben, durchgehends von gebrannten Steinen und Bitumen gebauet. Von unten bis an das astronomische Observatorium, welches auf der obersten Spitze stand, giengen von aussen Treppen in schiefen Linien in die Höhe, die in der Mitte Ruheplätze zur Bequemlichkeit derer hatten, welche hinaufstiegen. Diese Treppen giengen acht mal um das ganze Gebäude herum, und weil der Thurm selbst allemal etwas eingerückt war, so oft die Treppe herumlief; so bekam er daher das Ansehen, als acht über einander gesetzte Thürme, deren jeder enger war, als der, auf dem er unmittelbar ruhete. Ein solches Stockwerk oder Thurm hatte fünf und siebenzig Fuß in der Höhe; und das ganze Gebäude betrug also sechshundert Fuß. Es bestand bis zur Spitze aus lauter Gewölben, deren eines von dem andern unterstützt wurde. Das astronomische Observatorium diente den Chaldäern zu ihren Wahrnehmungen die auch daselbst schriftlich aufbehalten wurden. Wir haben von denselben nichts mehr übrig, als einige wenige und verworrene einzelne Nachrichten, die sich in manchen griechischen Schriftstellern zerstreuet finden. In diesem Tempel waren unermeßliche Reichthümer, die Xerxes alle raubte, als er das Gebäude auf dem

Rückzuge aus Griechenland ganz zerstörte. Ausser den Schätzen, die aus dem Tempel zu Jerusalem dahin gebracht waren, und einer großen Menge anderer unschätzbaren Kostbarkeiten, befanden sich oben auf dem Thurme einige Bildsäulen und andere Geräthe von Golde und Silber, die wir hier beschreiben wollen. Sie werden einigermaßen dienen können, uns von den übrigen Reichthümern einige Vorstellung zu machen. Diodor von Sicilien sagt *); auf den obersten Höhe waren drei Bildsäulen, deren eine der Jupiter **), die andere die Juno, und die dritte die Rhea vorstellete. Sie waren alle von massiven geschlagenem Golde. Das Bild Jupiters hatte die Stellung als ob er gienge, und war vierzig Fuß hoch. Sein Gewichte betrug tausend babylonische Talente ***), (1,050,000

*) In seiner historischen Bibliothek, B. 2. S. 98. der Rhodomannischen Ausgabe.

**) Von dieser erstern ist es gewiß, daß sie das Bild des Belus gewesen ist. Die beiden andern waren gewiß nicht eben dieselben Gottheiten, welche die Griechen Juno und Rhea nannten. Die griechischen Schriftsteller geben ihnen ihrer Gewohnheit nach bloß diese Namen, weil etwa ihre Bildung oder ein anderer zufälliger Umstand eine Aehnlichkeit mit den genannten Gottheiten hatte. Eine Gewohnheit, welche die Nachrichten der Griechen und Römer von dem Gottesdienste fremder Völker oft sehr verworren und ungewiß macht.

***) Ein solches Talent macht nach unserm Gelde wenigstens tausend und funfzig Reichsthaler.

Rthlr. an Werth). Die Rhea wog eben so viel, und saß auf einen güldenen Throne. Vor ihr standen zwei Löwen, und neben ihr waren zwei große Schlangen, dreißig Talente (31,500 Rthlr.) schwer. Das Gewichte der Juno war acht hundert Talente, (840,000 Rthlr.) und sie hielt mit der rechten Hand eine Schlange, mit der linken aber ein mit Steinen besetztes Scepter. Vor diesen Statuen stand ein Tisch oder Altar von geschlagenem Golde vierzig Fuß lang, und funfzehn breit, dessen Gewicht sich auf fünf hundert Talente (525,000 Rthlr.) belief. Auf demselben befanden sich zwei Gefäße, die dreißig Talente (31,500 Rthlr.) wogen, und eben so viel Rauchfässer, deren jedes dreihundert Talente (315,000 Rthlr.) hielt. Ausser dem allen sah man hier noch drei güldene Trinkgeschirre, von welchen das, so dem Jupiter gehörte, tausend und zwei hundert, jedes der beiden andern aber sechs hundert Talente wog. (diese Becher hatten also zusammen einen Werth von 2,520,000 Rthlr.) Alle diese Summen zusammen gerechnet, betragen 6,048,000 Rthlr. nach unserm Gelde. Eine geraume Zeit lang machte dieser Thurm allein, so wie wir ihn jetzo beschrieben haben, den Tempel des Belus aus. Unter Nebucadnezars Regierung wurde er durch sehr große Gebäude erweitert, die dieser König auf dem leeren Platze, wo er stand, aufführte. Sie hatten im Umfange vier tausend acht hundert Fuß, und waren mit einer sehr starken Mauer umgeben, die sie in

einem Viereck allenthalben einschloß. Einige Thore, ganz von Erz gemacht, öffneten denen, die zu diesem Tempel giengen, den Zugang. Das ist es, was wir von diesen neuern Gebäuden wissen. Die besondern Nachrichten von ihrer Einrichtung, Anzahl und Beschaffenheit, haben uns die Geschichtschreiber, welche von den übrigen merkwürdigen Gebäuden ziemlich ausführlich reden, nicht aufbehalten. Wenn man die Größe und den Umfang der Mauern von Babylon betrachtet; so muß man sagen, daß die Stadt eine unbeschreibliche Menge von Einwohnern hätte fassen können. Aber man weiß, daß sie niemals hinlänglich bewohnt gewesen ist. Die Mauern wurden gleich bei ihrer Erbauung viel größer gemacht, als die Gebäude reichten, und es waren auch in denen Zeiten, da die Stadt am volkreichsten war, immer noch sehr große Plätze unbebauet, die zum Theil als Acker bearbeitet wurden. Hätten die nachfolgenden Könige eben so viel Eifer angewandt, sie mit Einwohnern zu erfüllen, als diejenigen, welche den ersten Grund zu ihrer Größe legten, sich bemüheten, sie durch die erstaunenswürdigsten Werke der Baukunst zum Gegenstande der Bewunderung aller Völker zu machen; so würde Babylon mehr Menschen in seinen Mauern haben fassen können, als vielleicht jemals eine Stadt auf der Erde in alten und neuern Zeiten gehabt hat. Die verschiedenen Veränderungen in der Regierung aber, und die vielen kriegerischen Unternehmungen ihrer nachma-

ligen Beherrscher, machten, daß sie wenig daran dachten. Ihr gänzlicher Untergang ist ausser Zweifel dem Unternehmen des Seleucus Nicanor zuzuschreiben. Dieser erbauete zehn deutsche Meilen von Babylon, die Stadt Seleucia, an der Westseite des Flusses Tigris, gerade gegen dem Orte über, wo jetzo das neue Babylon, oder Bagdad stehet. Er versah sie mit so vielen Privilegien und Vorrechten, daß aus sehr vielen andern Städten die Einwohner gereizt wurden, sich dahin zu begeben. Dieses Schicksal betraf Babylon besonders, das schon sehr viel von seiner ehemaligen Herrlichkeit eingebüßt hatte. Nach und nach wandten sich alle seine übrigen Einwohner nach Seleucia; und Babylon wurde zu einen wüsten Platze, den sich nun wilde Thiere zur Wohnung wählten, und die Zeit verwüstete nach und nach ihre Tempel, ihre Palläste, ihre Mauren, daß nur Steinhaufen zum Denkmal ihres Daseyns übrig blieben. Diese sind es, die man noch heutiges Tages zum Theil sehen kann. Vor einiger Zeit sollen noch ein paar Pfeiler von der oben beschriebenen Brücke über den Euphrat zu sehen gewesen seyn. Das einzige unzerstörte Ueberbleibsel einer Stadt, deren Mauren funfzehn Meilen im Umfange hatten! Sie ist jetzo vollkommen das, was sie nach der Weissagung werden sollte, die man in Jesaias Kapitel 13, Vers 19 — 22 lieset! Also soll Babel, das schönste unter den Königreichen, die herrliche Pracht der Chaldäer umgekehrt werden von Gott

wie Sodom und Gomorra. Daß man hinfort nicht mehr da wohne, noch daß jemand da bleibe für und für: daß auch die Araber keine Hütten daselbst machen, und die Hirten keine Horden daselbst aufschlagen; sondern Zihim werden sich daselbst lagern, und ihre Häuser voll Ohim seyn; und Straußen werden da wohnen, und Feldgeister werden da hüpfen; und Eulen in ihren Pallästen singen, und Drachen in ihren lustigen Schlössern, und ihre Zeit wird schier kommen, und ihre Tage werden sich nicht säumen.

XV.

Geschichte des Ursprungs des Mexikaner, und der Regierungsfolge ihrer Könige oder Kaiser.

Der Ursprung der Mexikaner ist so, wie die Entstehung fast aller Völker in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und dies ist bei dieser Nation um so weniger zu verwundern, da sie keine Schreibekunst, also auch keine Jahrbücher kennt, sondern ihre ganze Geschichte nur aus Traditionen zu erfahren ist. Indessen haben sich dennoch einige Geschichtsforscher die Mühe gegeben, aus diesem Wirrwar von Fabeln und unvollkommenen Ueberlieferungen, die Wahrheit herauszusuchen, und daraus eine Geschichte dieses in allem Betracht merkwürdigen Volks darzustellen, wo zwar gewiß noch viel Unwahres und Fabelhaftes mit unterlaufen muß, die aber dennoch aller Wahrscheinlichkeit nach, viel Wahres enthält. — In Mexiko wohnte

vor langen Zeiten ein Volk, die Ottomier, wovon auch noch Abkömmlinge bei Ankunft der Spanier vorhanden waren, die selbst von den Mexikanischen Königen oder Kaisern nicht unters Joch hatten gebracht werden können. Sie bewohnten einsame, wüste Oerter und Gebirge. Weil sie aber in der damaligen Zeit mehr Kultur, als alle übrigen Völker hatten, so wurden sie Navatlaker genannt. Sie kamen aus den nördlichen Gegenden des Landes, aus dem jetzt sogenannten Neumexiko. Hier bewohnten sie zwei Landschaften, Azlan und Teukulhuakan, hatten darin ihre Wohnungen, Götter und Verfassung. Diese Navatlaker waren in sieben Geschlechter eingetheilt, und jedes derselben bewohnte eine besondere Gegend. Ihren Ursprung stellten sie unter sieben Hölen vor, und behaupteten, aus diesen sieben Hölen hervorgekommen zu seyn, das Land Mexiko zu bevölkern. Sie standen so lange, bis zu ihrer Trennung, unter einem Befehlshaber, der Quezalkoal hieß; als aber die Trennung erfolgte, wandte sich dieser mit einem Theile seines Volks in die östlichen Gegenden, und hinterließ den übrigen eine Prophezeihung, daß nach Verlauf vieler Jahre seine Nachkommen aus dem Morgenlande zurückkommen und Mexiko einnehmen würden. — Diese Zeit ihrer Auswanderung fällt nach Berechnung der Geschichtsschreiber ohngefähr ums Jahr Christi 820. — Sie hielten sich auf ihrem Wege sehr lange auf, und zwar nach dem Befehl ihrer

Götter, wie sie vorgeben, beinahe achtzig Jahr, da es ihnen doch sonst ein leichtes gewesen seyn würde, in dreißig Tagen an Ort und Stelle zu kommen. Nach achtzig Jahren kamen sie denn in diejenigen Länder, die ihnen von den Göttern waren bezeichnet worden, setzten sich darin fest, bebaueten und besäeten das Erdreich. Sobald sie aber auf ihren Streifereien in andre Gegenden, einen bessern Boden antrafen, so verließen sie ihre bisherigen Wohnplätze und ließen nur die Alten, Kranken und Furchtsamen zurück.

So zogen denn diese sieben Geschlechter sämmtlich aus. Das erste nannte sich Suchimilki. Dies bauete an dem südlichen Ufer des Mexikanischen Sees eine Stadt nach seinem Namen. Einige Zeit darauf erbauete das zweite dieser Geschlechter, die Chalkas ebenfalls eine Stadt, nannte sie nach seinem Namen, und theilte mit den Suchimilki seine Grenzen. Das dritte nannte sich Tepaneki; dies bebauete das westliche Ufer des Sees, vermehrte sich sehr, und ward ein mächtiges Volk. Nach diesem kam das vierte, die Choluli, und baueten Tezeuko. Das fünfte, die Tlatluiki, ein wildes, barbarisches Volk aus den Gebirgen, fand das Land rings um den See schon von den andern Geschlechtern besetzt, zog sich also auf die andere Seite des Gebirges, traf da ein sehr fruchtbares Land an, und bauete viele Flecken; ihre größte Stadt nannten sie Quahunachna. Die Tlaskalaner, als das sechste Geschlecht, giengen gegen

Osten

Osten über das Gebirge, kamen bis unter das Schneegebirge an den berühmten Vulkan Popokatepeck, fanden hier ein schönes Land, setzten sich da fest, und erbaueten verschiedene Dörfer und Städte. Ihre Hauptstadt nannten sie Tlaskala. Dies Geschlecht verband sich mit den Spaniern und war diesen zur Eroberung von Mexiko behülflich, weswegen sie auch von diesen gewisse Vorrechte erhielten. —

Als diese Tlascalaner diese Länder zuerst betraten, trafen sie darin zwei mächtige Völker an, mit deren einem, das ein rauhes, kriegerisches Volk war, sie erst blutige Kriege führen mußten. Doch wurde dasselbe, mit Hülfe der Chichimeker, die sich gleich mit den Tlascalanern verbanden, und ihre Verfassung und Gesetze annahmen, endlich besiegt. — Diese sämmtlichen sechs Geschlechter lebten unter sich in großer Einigkeit, heiratheten sich unter einander, und theilten das Land unter sich. Ein jedes suchte sich eine Verfassung zu geben, die dem Lande, darin es lebte, angemessen war, und alle wurden dadurch immer kultivirter und mächtiger.

Als nach dem Auszuge dieser sechs Geschlechter und nach ihrer Niederlassung in fremden Gegenden ohngefähr 320 Jahre verflossen waren, kam endlich auch das siebente derselben, die Mexikaner, aus seiner Höhle hervor, und zog gleich den andern durch die Landschaften Azlan und Tekulhuakan. Dies war ein kluges, streitbares Volk, und verehrte den Gott

Vitzilipuzli. Dieser Gott befahl ihnen, ihr Mutterland zu verlassen, und gab ihnen die Verheißung, sie zu Herrn und Fürsten über alle Lande zu machen, die die sechs Geschlechter der Navatlaker eingenommen und bebauet hatten, nebst dem Besitz aller Reichthümer, die sie nur wünschen und verlangen würden. Auf dies Versprechen zogen sie aus und führten ihren Abgott mit sich, welchen vier der vornehmsten Priester in einem von Binsen geflochtenen Kasten trugen. Diesen Priestern offenbarte er ins Geheim, was ihnen auf dem Wege begegnen würde und gab ihnen Anleitung, allen widrigen Ereignissen vorzubeugen. Er gab ihnen Gesetze, ordnete unter ihnen Opfer und Gebräuche an, und hielt sie durch seine Priester so kurz, daß sie ohne seinen Willen keinen Schritt thun durften.

Dieser Abgott Vitzilipuzli war also ihr Wegweiser und sagte ihnen durch den Mund seiner vier Priester, wohin sie sich wenden, und wo sie ruhen sollten und sie folgten seinen Befehlen in allen Stücken. Kamen sie an einen Ort, den ihr Gott ihnen zum Ruheplatz bestimmte, so baueten sie in der Mitte des Lagers eine Hütte, setzten sein Bild auf eine Art von Altar, und bestellten das Land rings umher mit Mais und andern Gewächsen. Begaben sie sich weiter, so ließen sie die herangewachsenen Früchte, zum Besten der Alten und Kranken, die zurückblieben, auf den Feldern.

Ihr Führer und Feldherr hieß Mexis, der auch von den Mexikanern als ihr zweiter König, nächst dem Quezalkoal angegeben wird, von dem auch aller Vermuthung nach dies Geschlecht seinen Namen erhalten hat, und das ganze Land genannt worden ist. — Nach vielen Mühseligkeiten und Beschwerlichkeiten, erreichten sie endlich das fischreiche Land, Mechoakan und wollten sich da nieder lassen. Ihr Gott war zwar nicht damit zu frieden, doch aber erhielten sie durch vieles Bitten endlich die Erlaubniß, einige der Ihrigen zur Bearbeitung des Landes, zurück zu lassen, und diese wurden von Vitzilipuzli unterrichtet, wie sie sich am besten nähren könnten. Vor allen Dingen befahl er diesen Zurückbleibenden, sich in dem schönen See des Landes Pazkuaro, zu baden. Indem sie aber diesen Befehl vollzogen, gebot er dem übrigen Theile des Volks, den Badenden die Kleider zu nehmen und ohne Geräusch sich zu entfernen. Als diese aus dem Wasser wieder ans Ufer traten, und den Verlust ihrer Kleider inne wurden, erschraken sie, besonders, da sie auch sahen, daß sie von ihren Landesleuten hintergangen und zurückgelassen waren. Dies wirkte in ihnen eine solche Erbitterung gegen jene, daß sie sich vornahmen, nichts mehr mit ihren treulosen Landesleuten gemein zu haben. Sie veränderten von Stund an Tracht und Sprache, ermunterten sich zu steter immerwährender Feindschaft gegen dieselben, pflanzten sie auch bei ihren Nachkommen fort, und

noch bei der Ankunft der Spanier in Mexiko, war dieser Haß der Mechaokaner gegen die Mexikaner, den sie aus jener Tradition herleiteten, nicht erloschen.

Eine zweite, nicht minder fabelhafte und abentheuerliche Tradition herrschte unter den Mexikanern, von der Art der Eroberung und Besitznehmung ihres Landes, der Erbauung ihrer Stadt und der Einrichtung ihrer Verfassung.

Mechoakan und Mexiko — so lautet die Erzählung — lagen mehr denn funfzig Meilen von einander. Als die Mexikaner die Mechoakaner treuloser Weise verlassen hatten, und bis etwa auf die Mitte dieses Wegs gekommen waren, fand man, daß ein Weib, die sich die Schwester ihres Gottes nannte, durch ihre Zaubereien viel Schaden anrichtete, und dabei doch verlangte, als eine Göttin verehrt zu werden. Man trug dem Götzen den Handel vor, und dieser gab den Rath, des Nachts in aller Stille aufzubrechen, und die Zauberin allein zurück zu lassen. Als die Unholdin sahe, daß sie troz ihrer Kunst, dennoch hintergangen war, bauete sie auf diesem Platze, wo man sie verlassen hatte, einen Flecken, den sie Malinalko nannte, dessen Einwohner alle für Zauberer gehalten wurden. Da nun die Mexikaner durch innerliche Zwistigkeiten und durch die vielen Kranken und unvermögenden Personen, die sie hin und wieder zurücklassen mußten, sehr geschwächt waren, so wollten sie sich in der Gegend von Tula so lange niederlassen,

bis ihre Anzahl sich hinlänglich wieder vermehrt haben würde. Ihr Götze begünstigte dies Vorhaben dadurch, daß er ihnen Befehl gab, einen großen Fluß abzudämmen, um dadurch das Wasser desselben über die Fluren ergießend zu machen. Durch dieses Abdämmen entstand zugleich ein schöner großer See, der ungemein fischreich war. Sie selbst lagerten sich rings um das Gebirge Kokatepei, pflanzten Bäume und legten Dörfer an. Weil sie das Land sehr fruchtbar und reizend fanden, und des längern Herumziehens müde waren, so beschlossen sie, sich ganz hier nieder zu lassen und für immer da zu bleiben. Darüber aber erzürnte ihr Gott, drohte den Priestern den Tod, befahl auch sogleich, den Damm wieder abzutragen und den Fluß wieder in seine alten Ufer zu leiten. Das war ihre Strafe noch nicht alle. Der erzürnte Gott drohete, alle Widerspenstigen und alle, die den Entwurf zu einer beständigen Niederlassung zuerst angegeben hatten, in der nächsten Nacht zu verderben. Diese Drohung blieb nicht unerfüllt. In der Nacht erhob sich ein Zetergeschrei durchs ganze Lager, und am Morgen fand man alle, die den Gedanken zur Niederlassung geäussert hatten, tod liegen. Allen war die Brust geöffnet und das Herz herausgerissen. — Aus dieser furchtbaren Begebenheit zogen sie nun den Schluß, daß ihr Gott auf diese Weise verehrt seyn wolle, und von der Zeit an opferte man dem Vitzilipuzli das noch warme und zuckende Herz von Menschen, denen man

lebendig die Brust aufschnitt. — Nach diesem rückten die Mexikaner ohne Aufschub weiter, bis sie nach Kapultepeck, ebenfalls einer angenehmen, fruchtbaren Landschaft kamen. Sie war sehr gebirgigt, und in den Gebirgen wohnten verschiedene kriegerische Völker. Um sich vor den Anfällen derselben in Sicherheit zu setzen, sahen sie sich genöthigt, sich während ihres Aufenthalts daselbst, zu verschanzen. Die Gebirgsbewohner hatten aber eine große Feindschaft auf die Mexikaner geworfen, und diese rührte hauptsächlich daher, daß Kopil, ein Sohn der vorhin erwähnten Zauberin, aus Bosheit gegen die Mexikaner, sie dazu ermunterte, diese Fremdlinge in ihrem Gebiete nicht zu dulden. Man hatte ihm auch Gehör gegeben, und Kopil, der an dem Verderben seiner Feinde sich so recht zu weiden gedachte, hatte sich auf einen hohen Berg in dem See Akopilko niedergelassen, um von da aus, Zeuge von der Niederlage der Fremdlinge zu seyn, und wollte da so lange bleiben, bis sie gänzlich ausgerottet seyn würden. Auf Geheiß ihres Gottes aber überfielen die Mexikaner den Kopil, ehe er sichs versah, rissen ihm das Herz aus und brachten es ihrem Gotte. Er befahl ihnen, es ins Wasser zu werfen, und sogleich erwuchs daraus der Baum Tunal, auf dessen Stelle in der Folge Mexiko erbauet ward. Nachdem nun die Mexikaner in verschiedenen mörderischen Gefechten mit den Chalkas und anderen Völkern, die sie anfielen, glücklich gewesen waren, und

sie alle besiegt hatten, zogen sie nach Atlakuyaraya, ruheten hier aus, und machten weitere Pläne zu ihrer Niederlassung.

Auf Befehl ihres Gottes fertigten sie Gesandte an die Culhuakaner ab, die um einen Strich Landes zu einer Niederlassung nachsuchen mußten. Diese aber waren heimliche Feinde der Mexikaner und wiesen die Gesandten nach Tikaapan, in der Hoffnung, daß sie und ihre Nation von den vielen Schlangen und andern giftigen Thieren, bald aufgerieben werden würden. Ihr Gott aber rieth ihnen, diesen Vorschlag anzunehmen, lehrte ihnen auch, wie sie den Ottern ihr G ft benehmen und sie sogar zur Speise gebrauchen könnten. Wie die Culhuakaner sahen, daß es ihren Feinden in dem Lande das sie verderben sollte, so wohl gieng, daß sie es bebaueten, und daß sogar die giftigen Thiere ihnen nicht schadeten, verwandelte sich ihr heimlicher Haß gegen die Mexikaner in die größte Achtung, hielten sie nun für überirrdische Wesen, öffneten ihnen ihre Stadt und baten um ihre Freundschaft. Schon waren die Mexikaner in Begriff Bündniß und Freundschaft mit dieser Nation zu schließen, und sich auf ihre Bitte in ihrem Lande nieder zu lassen, als der Befehl ihres eigensinnigen Gottes dezwischen kam, und alle ihre Pläne mit einemmale vereitelte. Dies sey der Ort nicht, sagte er, wo er zu bleiben verlange; sie sollten also weiter ziehen, vorher aber die Culhuakaner bekriegen. Um

den Frieden, in dem sie mit ihnen standen, zu brechen, und sie zu feindseligen Angriffen gegen sich zu reizen, mußten sie die Tochter des Königs von Culhuakan sich zur Königin und zur Pflegerin des Vitzilipuzli, erbitten. Dem Könige gefiel der Antrag, und er übergab ihnen seine Tochter im köstlichsten Schmucke. Allein auf Befehl des grausamen Gottes ward die Unglückliche jämmerlich gemißhandelt, und ihr endlich die Haut abgezogen, mit welcher so wie mit ihrer Kleidung sich ein Jüngling schmückte, den sie neben den Gott setzten, und so diese Haut und Kleidung der Königstochter zur Göttin und Mutter ihres Gottes einweiheten. Doch damit war das Spiel noch nicht zu Ende; sondern sie mußten nun auch den Vater der Unglücklichen einladen, seine zum Range einer Göttin erhobene Tochter, gleichfalls anzubeten. Der entzückte Vater erschien mit einem ansehnlichen Gefolge und kostbaren Geschenken, und ward in die finstere Kapelle geführt, wo der Jüngling in seiner Tochter Haut gekleidet neben dem Götzen saß. Als er den Weihrauch auf die Kohlen warf, und durch das Licht der Flamme die davon aufloderte, den Betrug gewahr wurde, den man ihm gespielt hatte, stürzte er vor Schmerz wüthend hinaus, sammelte seine Krieger, und griff mit ihnen in seiner Verzweiflung die Mexikaner so wüthend an, daß sie, die sich dergleichen nicht vorgestellt hatten, voller Verwirrung fliehen mußten. Endlich aber sammelten sie sich wieder, und stellten

sich in offnem Felde ihren Feinden entgegen, griffen sie an und trieben sie siegreich zurück, verließen aber gleichwohl das ganze Land und kehrten matt und entkräftet zu ihren Weibern und Kindern zurück, die sich sehr über ihren Götzen beschwerten, daß er sie so ins Unglück gestürzt habe.

Endlich aber kam denn auch die Zeit heran, wo Vitzilipuzli seine Zusage erfüllen, und seinen Mexikanern die Beschwerlichkeiten des ewigen Herumirrens abnehmen wollte. Sie hatten den Befehl von ihrem Götzen, an den Ort ihre Stadt zu erbauen, in dessen Mitte der Tunalbaum, unter welchem das Herz des Kopils liege, aus einem Stein hervorgewachsen, und der ringsum mit silberhellem Wasser umgeben sey. In der nächsten Nacht träumte einem alten Priester, daß er Befehl von dem Gott bekäme den Tunalbaum zu suchen, der daran zu kennen sey, daß ein großer Adler auf ihm sitze. Hier solle die Stadt erbauet werden, die dereinst über alle Lande herrschen würde. — Am andern Morgen erzählte der alte Priester seinem Volke den Traum, das nun voller Freuden sogleich beschloß, den bezeichneten Ort zu suchen. Sie vertheilten sich nach allen Gegenden, und erreichten das silberhelle Wasser des Sees. Endlich erblickten sie mitten im See auf einer kleinen Insel den Tunalbaum, der aus einem Stein gewachsen war, auf welchem der schöne Adler saß, der einen eben so schönen Vogel in seinen Klauen hielt. Nun sahen sie sich am Ziel

ihrer Mühseligkeiten, fielen entzückt an dem Orte der Verheißung nieder, und beteten den Adler an, und dieser schien beifällig seinen Kopf zu neigen. Dann statteten sie dem Vitzilipuzli ihren Dank ab, erwählten einen Adler mit einem Vogel in den Klauen zu ihrem Wappen — woraus nachher ein Greif geworden ist, und nannten die gleich darauf hier erbauete Stadt Tevoxtitlan.

Gleich am folgenden Tage nach dieser erwünschten Entdeckung, baueten sie neben dem Tunalbaume ihrem Gott eine kleine Kapelle, und verwahrten ihn darin so lange, bis sie ihm dem prächtigen Tempel erbauen konnten, der noch bei Ankunft der Spanier das erste prächtigste Gebäude in der Stadt war. Da es ihnen an Materialien zur Erbauung einer ordentlichen Stadt fehlte, so fiengen sie an, dieselben gegen Fische, Gänse und andre Wasservögel, die sie auf dem See fiengen, einzutauschen. Sie richteten sich bei diesem Bau ganz nach der Angabe ihres Gottes, der ihnen befahl, daß jedes Viertel der Stadt in besondere Straßen abgetheilt würde, in denen diejenigen Gottheiten die er anzeigte, verehrt werden sollten.

Doch konnte selbst die Klugheit des Gottes nicht verhindern, daß seine Schutzlinge bei dieser Abtheilung der Straßen uneinig wurden. Einige der Vornehmsten, die sich am meisten für beeinträchtiget hielten, zogen verdrießlich weg, und giengen mit ihrem Anhange längs dem See hin, um sich in dem angrenzenden

Lande Tlatekullo niederzulassen. Ihre Unzufriedenheit mit den übrigen Mexikanern, bewog sie; diesen alle mögliche böse Streiche zu spielen, und sie auf alle ersinnliche Weise zu beunruhigen. Dies, und die Begierde, sich an den Unruhstiftern zu rächen, bewog die Mexikaner, einen König über sich zu wählen, doch aber keinen aus ihren Mitteln, damit nicht eine neue Gelegenheit zur Uneinigkeit unter ihnen entstehen möchte. Nach reiflicher Berathschlagung beschlossen sie endlich, sich mit dem Könige von Culhuakan auszusöhnen, dessen Haß gegen die Mexikaner durch die grausame Aufopferung der Tochter seines Vorfahren, noch nicht ganz erloschen war. Um diese Versöhnung desto sicherer zu Stande zu bringen, erwählten sie den Akamapixtli, einen vornehmen Fürsten, dessen Mutter des damaligen Königs zu Culhuakan Tochter war, zu ihrem Könige, und schickten Gesandte ab, die diese Wahl dem Könige kund thun, und um den Akamapixtli bitten mußten. Der König, dem Freundschaft und Bündniß mit einem solchen mächtigen Volke, wie die Mexikaner jetzt waren, sehr vortheilhaft und erwünscht schien, willigte freudig in dies Begehren, und übergab ihnen seinen Enkel zum Regenten. Die Mexikaner dankten dem Könige in einer Rede, und führten den neuen Regenten nebst seiner Gemahlin mit großem Gepränge nach Mexiko wo er mit allgemeinem Freudengeschrei empfangen, und feierlich zum Könige gekrönt ward. Seine Regierung war glücklich, denn

sie war auf Weisheit gegründet, und erhob sein Volk auf einen sehr hohen Gipfel von Ansehen, Macht und Kultur. Dennoch aber konnten sie sich von der Oberherrschaft der Tepanecker nicht losmachen, sondern diesen blieben sie, nebst ihrem Könige, zinsbar. Der König der Tepanecker, der die täglich zunehmende Macht und Verfeinerung der Mexikaner, mit Scheelsucht ansah, und üble Folgen davon in Zukunft für sich befürchtete, that sein Möglichstes, sie in beständiger Unterwürfigkeit zu erhalten, und sie, so viel er nur konnte immer mehr zu unterjochen. Zu dem Ende legte er ihnen, ausser dem gewohnten Tribut, noch eine ganz neue und höchst sonderbare Verpflichtung auf, die darin bestand, daß sie einen ganzen Acker Landes mit Korn und andern Feldfrüchten bestellt, im schönsten Wachsthum unbeschädigt über das Wasser zu ihm bringen sollten. Im Fall sie dies nicht thun würden, sollten sie nichts anders, als ihre gänzliche Vertilgung zu erwarten haben. — Ueber diese unerhörte Zumuthung entrüsteten sich die Mexikaner um desto mehr, je weniger sie glaubten, dieselbe möglich machen zu können. Ihr Götze aber half ihnen aus aller Verlegenheit, und machte das Unmöglichscheinende möglich. Auf Anweisung der Priester mußten sie eine dicht geflochtene Grundlage von Binsen, in der Größe eines Ackers von bestimmtem Umfange, machen, dieselbe an hölzerne Balken befestigen, und sie so aufs Wasser legen. Daraus entstand denn eine Art von Floß, das sie

mit fußhoher Erde bedecken und mit allerhand Früchten bestellen mußten. Auf diese Weise konnten sie zur bestimmten Zeit, Mais, Kürbis und andere Früchte zu jedermanns Verwunderung, dem Könige der Tapanecker liefern. Dieser aber war damit noch nicht zufrieden; sondern wie er sah, daß die Mexikaner mit Hülfe ihres Gottes auch das Unmögliche möglich machen konnten, so gieng er noch weiter, und legte ihnen unter Androhung ihres gänzlichen Unterganges, die Verpflichtung auf, daß sie auf diesem schwimmenden Felde brütende Gänse und Reiher überbringen sollten, die während der Fahrt ihre Jungen ausgebrütet hätten. Auch dies machten jene durch Hülfe ihres Gottes möglich, und der König der dies alles für übernatürlich hielt, konnte sich nicht enthalten, das Urtheil zu fällen: daß, wenn die Mexikaner so fortführen unter der Leitung ihres Gottes, vor allen andern Völkern sich hervorzuthun, sie bald Herren über alle Lande werden würden. Dennoch aber erließ er ihnen den Tribut nicht und ihre Unterwürfigkeit unter den Texaneckern dauerte noch beinahe funfzig Jahr. Um diese Zeit starb der König der Mexikaner, Akamapixtli, nachdem er vierzig Jahr mit Ruhm und Glück regiert hatte. Er hatte während seiner Regierung die Stadt Mexiko durch die herrlichsten Gebäude, Wasserleitungen und andere Anlagen zu der schönsten Stadt im ganzen Lande und sonst weit und breit, erhoben, und ihre Bewohner waren unter seinem Scep-

ter reich und wohlhabend geworden. Er hinterließ mehrere Söhne; dennoch aber gestattete er den Mexikanern bei seinem Tode eine freie Wahl, empfahl ihnen seine Angehörigen, und starb beweint und betrauert von Allen.

Aus Dankbarkeit gegen den verstorbenen König, wählten darauf die Mexikaner einen von dessen hinterlassenen Söhnen, mit Namen Witzilovitzli, setzten ihm die königliche Krone auf, und salbten ihn mit eben den Oele, womit sie ihren Götzen zu salben pflegten. Dabei wurden, wie gewöhnlich Reden gehalten, worin man den neuen König ersuchte, sein Volk aus der Dienstbarkeit der Tepanecker zu befreien. Um auch, wo möglich des lästigen Tributs, den sie nun schon so viele Jahre getragen hatten, los zu werden, so warben sie durch eine Gesandtschaft um Ayauchigal, der Tochter des Königs der Tepanecker, zur Gemalin für ihren König. Die Heirath ward genehmigt, aber dee Tribut noch immer nicht erlassen. Die Königin gebahr einen Sohn, und es ward eine neue Gesandtschaft an ihren Vater abgefertigt, die um einen Nameu für den Prinzen, und um Abschaffung des Tributs ersuchen mußte. Der Alte gab seinem Enkel den Namen Chimalpopoka, den Tribut aber erließ er der Nation nicht, ob er ihn gleich dahin milderte, daß sie in Zukunft statt des bisherigen schwimmenden Ackers, zwei Gänse und etliche Fische als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, jährlich abliefern sollten. Dabei blieb es

denn, und beide Völker schienen nun in vollkommener Eintracht zu leben, die aber nicht von langer Dauer war. Die junge Königin starb wenige Jahre nach diesem Vertrage, und ihr Gemal folgte ihr kurze Zeit darauf ins Grab, nachdem er nur 19 Jahre regiert und sein Alter nur erst auf 30 Jahre gebracht hatte.

Um die Freundschaft des Königs der Tepanecker nicht zu verlieren, wählten sie zu ihrem neuen König den Sohn des vorigen Chimalpopoka, ob er gleich nur erst 10 Jahr alt war. Unter seiner Regierung schikten sie einst eine Gesandtschaft nach Azkapuzalko, an den Großvater ihres Königs, und ließen ihn um die Erlaubniß ersuchen, süßes trinkbares Quellwasser von Capultebeck, das nur eine Meile von Mexiko lag, durch Röhren in ihre Stadt zu leiten, weil sie das übelschmekkende, morastige Wasser ihres Sees nicht zu trinken vermögten. Der alte König verstattete ihnen dies gern, und es wurden Wasserleitungen vermittelst hölzerner Röhren, über den See her angelegt. Kaum aber waren sie damit zu Stande, als die Röhren, denen es wahrscheinlich an der gehörigen Unterstützung mangelte, zerbrachen, und so alle Mühe vergeblich war. Die Mexikaner vermutheten, daß ihnen die Tepanecker diesen Streich gespielt hätten, und um eine Ursache zum Friedensbruch mit ihnen, — da sie sie ohnehin im Herzen haßten — zu haben, verlangten sie, daß sie ihnen Steine, Kalk und Arbeitsleute überlassen sollten,

um einen dauerhaften, der Fäulniß nicht ausgesetzten Kanal zur Wasserleitung zu bauen. Die Mexikaner wusten vorher, daß die Tepanecker dies Ansinnen nicht genehmigen würden, besonders da sie es als eine Art von Ersatz für den Schaden, mit einem gewissen Trotz verlangten, weil sie die Tepanecker für die Urheber jener Zerstörung der Wasserröhren hielten. Dem Könige und seinen Unterthanen mißfiel der Antrag der Mexikaner gänzlich, und diese bekamen eine abschlägige Antwort. Ja sogar verbot der König seinen Unterthanen von nun an alle Gemeinschaft mit den Mexikanern. Jetzt loderte der Haß beider Nationen, der bis jetzt eine Zeitlang geschlummert hatte, in hellen Flammen wieder auf, und schien durch nichts, als durch den Untergang des einen Theils gedämpft werden zu können. Der König der Tepanecker der dies voraussahe, wünschte vorher, ehe es zu allgemeinen Feindseligkeiten käme, seinen Enkel den jungen Mexikanischen König zu retten. Die Vornehmsten der Tepanecker aber die nur nach Krieg mit den Mexikanern lechzten, und denen die Zeit schon viel zu lange währte, ehe Chimalpopoka in Sicherheit war, machten einen Komplott, überfielen des Nachts da alles schlief, den jungen König in seinem Pallast, und ermordeten ihn, ohne daß es jemand gewahr wurde, Am andern Morgen als die Mexikanischen Edeln ihrer Gewohnheit nach zum Könige gingen, fanden sie ihn ermordet im Bette. Sie argwohnten gleich auf die Tepanecker, als Urheber dieser That,

und

und um die Treulosen zur Strafe zu ziehen, verbanden sie sich sogleich mit den Einwohnern von Tezeuko und Kulhuakan. Ehe die Feindseligkeiten aber ausbrachen, schritt man gleich nach dem Leichenbegängniß des ermordeten Königs zu einer neuen Wahl, und diese fiel einhellig auf Iscoalt, einen von den Söhnen des Acamapixtli, der zwar von einer Sklavin außer der Ehe gebohren war, aber durch Tapferkeit, Klugheit und andre große Eigenschaften vor allen andern den Vorzug hatte.

Beide Völker rüsteten sich indessen zum Kriege, und besonders hatten die Tepanecker solche Veranstaltungen getroffen, wodurch sie die Mexikaner gänzlich zu vernichten hoften. Der neue König der Mexikaner war willens, den Feinden zuvorzukommen, und sie zuerst anzugreifen. Als aber seine Krieger die zahllose Menge der Feinde sahen, der sie nicht gewachsen waren, wurden sie verzagt, und ersuchten ihren König, sie nicht in ihr gewisses Verderben zu stürzen, sondern lieber erst durch eine Gesandtschaft Friedensvorschläge zu thun. Schon war man, besonders von Seiten des Adels dazu geneigt, schon war ein Tragsessel für den Götzen verfertigt, auf welchem er, zum Zeichen friedlicher Gesinnungen vor dem Volke her den Feinden entgegen getragen werden sollte, als ein junger, schöner Jüngling, Tlacaellel, des Königs Vetter, aus dem Heere hervor trat, und das ganze Unternehmen vereitelte. Mit Muth und edlem Stolze redete er sein Volk

an: „was seid ihr willens zu thun? wo ist euer Muth, wo euer Verstand, daß ihr es für ein Glück haltet, euch den Tezaneckern auf Gnade und Ungnade zu ergeben? — Und du König! erfinde ein besseres Mittel, unsre Ehre zu retten, als dies, uns mit Schimpf und Schande unsern Feinden selbst in die Hände zu liefern. — Alles jauchzte dem muthigen Krieger zu, aber zur Fortsetzung des Krieges war dennoch ihre Macht zu geringe. Nach langer Ueberlegung ward endlich beschlossen, zwar nicht um Frieden zu bitten, aber doch des feindlichen Königs Gesinnungen durch eine Gesandtschaft zu erforschen. Sie wußten, daß derselbe den Frieden mehr als den Krieg liebte, (denn der vorige kriegerische König war aus Gram über die Ermordung seines Enkels gestorben) und um nun zu erfahren, ob er auch jetzt geneigt sei, Frieden zu geben, da die Uebermacht auf seiner Seite war, sollten einige Abgeordnete das schwere Geschäft seine Gesinnungen zu ergründen, übernehmen. Niemand fand sich dazu ein, da es mit augenscheinlicher Lebensgefahr verbunden war, als eben jener muthige Tlakaellel. Mit Hintenansetzung seiner eigenen Sicherheit drang er vor, bis an die feindlichen Posten. Zwar hatten diese den gemessensten Befehl alle Mexikaner die sich ihnen nähern würden, sogleich niederzustoßen; dennoch aber wußte Tlakaellel durch seine Beredsamkeit sie so zu erweichen, daß sie, uneingedenk des Befehls, ihn nicht nur am Leben liessen, sondern ihn sogar auf sein Verlangen vor den

König brachten. Der König stuzte über den unerwarteten Anblick eines Mexikaners, den seine Soldaten, troß des strengen Befehls, vor ihn führten, noch mehr aber über die Schönheit und den edlen Anstand dieses jungen Kriegers. Mit Vergnügen hörte er aus seinem Munde den Antrag, daß die Mexikaner auf anständige Bedingungen Frieden suchten, und so sehr er auch diesmal geneigt war, den Wünschen seines Volks gemäß die unruhigen Mexikaner ganz zu demüthigen; so versprach er dennoch, sich mit seinen Räthen zu besprechen, und ihm den folgenden Tag Antwort zu geben. Der Prinz bat bis dahin um Sicherheit und Schuß, den ihm aber der König nicht gewährte. Er mußte wieder zu den Seinigen ins Lager gehen, wenn er sein Leben sichern wollte. Im Rathe des Königs der Tepanecker ward nun nicht Frieden, sondern Krieg beschlossen, und diese Antwort holte Tlakaellel am folgenden Tage ab. Verzweifelnd traten die Mexikaner auf diese Nachricht vor ihren König, und verlangten den Rückzug. Der König aber sprach ihnen wieder Muth ein, und machte sich anheischig, den Sieg über die Feinde zu erkämpfen. Würde er nicht Wort halten, so sollten sie ihn tödten, und sein Fleisch verzehren, wenn er aber sein Versprechen erfüllen würde, so sollten sie sich verbindlich machen, ihm und seinen Nachkommen völlig unterthänig zu seyn, ihre Ländereien zu bearbeiten, ihre Häuser zu bauen, ihre Waffen und Geräthe im Kriege ihnen nachzutragen — Kurz, sich als

völlig unterwürfige Unterthanen zu bezeigen. Die Nation war mit diesem Vorschlag zufrieden, und überließ sich den Leitungen ihres Königs. Von diesem ward nun Tlakaellel zum Feldherrn ernannt. Das Heer ward in zwei Divisionen geordnet, wovon die eine sich in einen Hinterhalt legen, die andre aber den Feind angreifen sollte. Der Plan glückte. Mit unglaublicher Wuth und entsetzlichem Geschrei griffen die Mexikaner ihre Feinde an, und bahnten sich, ohngeachtet ihre Zahl weit geringer war, dennoch einen Weg durch sie hin, denn Verzweiflung war der Genius, der sie begeisterte. In dem Augenblicke brach auch der Hinterhalt hervor, verfolgte die Flüchtigen bis in ihre Stadt und machte auf des Königs Befehl alles nieder was sich von Tepaneckern sehen ließ. Damit begnügten sich aber die Mexikaner noch nicht, sondern sie verfolgten auch die, welche in die Gebirge und Wüsten geflohen waren. Einige der Flüchtigen warfen ihre Waffen von sich, baten um Gnade, und erboten sich, die Mexikaner für ihre Herren zu erkennen. Man ließ sie diese Zusage beschwören und auf Befehl des Königs, blieben sie am Leben. Beide Heere kehrten jetzt nach ihrer Stadt zurück. Am folgenden Tage ward der Eid der Unterwürfigkeit erneuert, und die Gegend um Azkapuzalko getheilt. Den ersten Theil erhielt der König, den andern der Feldherr, das Uebrige diejenigen Ritter und Krieger die sich durch Tapferkeit besonders ausgezeichnet hatten. Einige ande-

re Ländereien die dem Mexikanischen Gebiet am nächsten lagen, wurden dem Volke geschenkt, um davon den Göttern ihre Geschenke und Opfer zu bringen. Diese Vertheilung der eroberten Länder, wurde in der Folge im Mexikanischen Reiche stets beibehalten.

Dieser Sieg verschafte den Mexikanern aber auch neue Feinde. Ihre Nachbaren, die Einwohner zu Takuba und Cuyoakan waren neidisch auf dies Glück der Waffen, das den Mexikanern bisher gelächelt hatte, und wünschten, sie wieder gedemüthigt zu sehen. In dieser Absicht suchten sie den Ehrgeitz und die Nachbegierde der besiegten Tepanecker anzufeuern, und versprachen ihnen ihren Beistand, wenn sie das Mexikanische Joch wieder von sich abschütteln wollten. Nun suchten sie durch allerhand Neckereien, die sie besonders an den Weibern der Mexikaner ausübten, diese zum Zorn und zum Angriff zu reitzen. Allein der König der Mexikaner der sich zu einem neuen Kriege mit drei verbündeten Völkerschaften jetzt noch nicht stark genug fühlte, untersagte seinen Unterthanen alle Gemeinschaft mit jenen Völkern, und glaubte dadurch, allen weitern Feindseeligkeiten auszuweichen. Aber er irrte sich. Die Cuyoakaner, die durchaus Krieg mit den Mexikanern und ihre Unterdrückung wollten, suchten alle Gelegenheiten hervor, sie durch Beschimpfungen zum Zorn zu reitzen. Dies thaten sie besonders bei Gelegenheit eines öffentlichen Festes, zu dem sie mit verstellter Freundschaft die Mexikaner mit ein-

geladen hatten. Als Essen, Tanz und Spiel vorbei waren, brachten sie Weiberkleider herbei, bemächtigten sich der Mexikanischen Gäste, zwangen sie mit gewaffneter Hand, diese Kleider anzuziehen, warfen ihnen als Weibern Zaghaftigkeit vor, daß sie sich mit ihnen in keinen Krieg einlassen wollten, und jagten sie so beschimpft, in Weiberkleidung, bis vor die Thore von Mexiko. Diese Beschimpfung konnten die Mexikaner nicht verschmerzen, und der Krieg ward beschlossen. Die Erbitterung, womit sie fochten, wog die größere Menge der Krieger, die man ihnen von Seiten der Feinde entgegenstellte, vollkommen auf, und verschafte ihnen unter der Leitung ihrer zwei tapfern Anführer, des Jskoalts und Tlakaellel einen so glänzenden Sieg über die zahlreichen Haufen ihrer Feinde, daß diese ganz zerstreut und in Unordnung gebracht, in ihre Stadt zurückeilten. Die Vornehmsten davon flüchteten sich in einen Tempel; aber Tlakaellel, der den Flüchtigen auch bis in ihre Mauren nachsetzte, drang mit den Tapfersten seiner Krieger bis zu dem Tempel vor, steckte ihn in Brand, und jagte diejenigen dadurch herraus, die ihre Zuflucht darin gesucht hatten. Dann vereinigte er sich wieder mit seinen Landsleuten, die noch immer den Flüchtigen nachsetzten, die nun keinen andern Ausweg zur Rettung ihres Lebens sahen, als sich den Sieger zu ergeben. Sie warfen ihre Waffen von sich, und erklärten sich für Leibeigene der Mexikaner. Großmüthig schenkten ihnen diese das

Leben, und begnügten sich mit der reichen Beute, die sie ihnen bei dieser Gelegenheit abnahmen. In dieser Schlacht thaten die Culhuakaner, den Mexikanern denen sie zu Hülfe gekommen waren, sehr gute Dienste, denn ohne diese würde ihr kleines Heer gegen das viel stärkere der Feinde, nicht haben bestehen können. Aus Dankbarkeit wurden sie auch gleich nach der Schlacht mit der Mexikanischen Standarte beschenkt, und das Bündniß mit ihnen ward fester geschlossen.

Mit gleicher Tapferkeit besiegten die Mexikaner einige Zeit darauf auch die Suchimilker, das erste unter den sieben Geschlechtern der Navatlaker, und zwangen sie, von ihrer Stadt bis nach Mexiko einen gepflasterten Steinweg anzulegen. Eben so wurden auch die Einwohner von Quetlavaka und Tezeuko unter Mexikanische Herrschaft gebracht, doch so, daß die Letztern, die sich gutwillig ergaben, ihren König behielten, den die Mexikaner noch dazu zum ersten Caciken des Landes erhuben, eine Würde, die auf alle seine Nachfolger forterbte. — Nach einer glücklichen aber kriegerischen Regierung von zwölf Jahren, starb der Mexikanische König Iskoalt, und dem Willen des Volks gemäß, sollte der tapfere Tlakaellel die Regierung wieder übernehmen. Dieser aber, der es für rühmlicher hielt, Könige einzusetzen, als selbst König zu seyn, schlug es aus, und brachte dagegen den Montezuma (den ersten dieses Namens) sei-

nen Vetter in Vorschlag. Alles Volk billigte diese Vorschlag und der Candidat ward unter den gewöhnlichen prachtvollen Ceremonien auf den Thron gesetzt. Unter ihm entstand zuerst die Gewohnheit, daß der König, oder nun eigentlich der Kaiser (denn so konnte er jetzt heißen, da bereits mehrere Könige seine Vasallen, und vier Wahlfürsten da waren, unter denen die Könige von Tezeuko, oder Teskuko und Takuba den Vorrang hatten) gleich nach der Krönung einen Krieg anfangen, und Gefangene zum Opfer einbringen mußte. Montezuma bekriegte also in dieser Absicht die Chalker, machte viele Gefangene, konnte aber die Nation selbst nicht unter seine Herrschaft bringen. Er zog noch gegen mehrere Völker aus; doch bediente er sich jedesmal des einsichtsvollen Tlakaellel zum Rathgeber.

Der Krieg mit den Chalkern machte dem neuen Kaiser ungemein viel zu schaffen, besonders, da sein eigner Bruder in die Gefangenschaft dieses Volks gerathen war. Die Chalker wünschten sich mit den Mexikanern zu versöhnen, um dies desto gewisser zu Stande zu bringen, nahmen sie sich vor, den Jüngling zu ihrem König zu machen. Seine Vaterlandsliebe, noch mehr aber der Haß gegen die Feinde seiner Nation, trieb ihn, diese Würde mehreremale auszuschlagen. Als er endlich den wiederholten Bitten des Volks nicht mehr ausweichen konnte, verlangte er daß sie ihm auf hohen Stangen ein Gerüst mitten

auf dem Markte erbauen sollten, auf welches er steigen und mit Gemächlichkeit stehen könne. Die Chalker erfüllten sein Verlangen, und glaubten daß er sich nun zur Uebernahme der Regierung verstehen würde. Sie versammelten sich also, nebst den übrigen gefangenen Mexikanern, wie ihnen befohlen war, auf dem Platze, der Jüngling aber bestieg das Gerüst, und redete seine gefangenen Landsleute mit folgenden Worten an: „Tapfere Mexikaner! dies Volk will mich erheben und zu seinem Könige machen; die Götter aber werden nie zugeben, daß ich durch diese Erhebung mich verleiten lasse ein Verräther meines Vaterlandes zu werden. Gebt acht! jetzt will ich euch lehren, daß ihr lieber sterben, als eurem Vaterlande untreu werden sollt." Mit diesen Worten sprang er vom Gerüste herab, und zerschmetterte sich. — Dieser Vorfall erzeugte in den Herzen der Chalker eine solche Erbitterung gegen die Mexikaner, daß sie die Gefangenen augenblicklich niedermachten, und den Krieg gegen sie mit aller Wuth erneuerten. Aber dieser Krieg fiel sehr zu ihrem Nachtheil aus. Der Kaiser Montezuma zog mit seiner ganzen Macht gegen sie zu Felde, verwüstete ihr ganzes Reich, drang durch die Gebirge, die das Land begrenzen, bis ans Nordmeer, nahm sowohl hier, als am Südmeer ihnen fast alle Distrikte ihres Landes weg, und erweiterte dadurch die Macht des Mexikanischen Reichs um ein Großes. Dies alles geschah unter der kräftigen Mitwirkung des Tlakaellels,

mit dessen Hülfe er auch nachher eine bessere Polizei im Lande einrichtete. Er vermehrte seinen Hofstaat, führte prachtvolle Gebäude auf, verbesserte den Gottesdienst, vermehrte die Anzahl der Religionsgebräuche, und erweiterte des Vitzilipuzlis Tempel, bei dessen Einweihung eine große Menge Gefangener geopfert wurde, die er in verschiedenen Feldzügen genommen hatte. Er starb nach einer 28 jährigen glücklichen und glorreichen Regierung, und die Wahl eines neuen Monarchen fiel jetzt zum zweitenmale einstimmig auf den Tlakaellel der sie aber wieder ausschlug, und Statt seiner, den Sohn des verstorbenen Kaisers, Tikokie, in Vorschlag brachte. Die Fürsten wählten ihn auch, ohngeachtet er noch sehr jung war, zu ihrem Landesherren. Allein seine Regententugenden standen denen seiner Vorgänger weit nach; er war muthlos und zaghaft. Unter seiner Anführung gewannen die Mexikaner, die sich sonst durch Tapferkeit so sehr hervorgethan hatten, selten eine Schlacht, und er verlor gemeiniglich mehr von den Seinigen, als er dem Feinde abgenommen hatte. Dies erweckte Mißtrauen und Haß gegen ihn in den Herzen seiner Unterthanen, und man vermuthet mit Recht, daß sie ihn durch Gift hinrichteten, nachdem er kaum vier Jahr regiert hatte.

Was aber der verstorbene Kaiser nicht vermochte, das führte sein Bruder Apayaka aus, der nach ihm den Thron bestieg. Auch diesen hatte Tlakaellel, (der unterdessen sehr alt und schwach geworden war,

daß man ihn bei wichtigen Berathschlagungen allemal auf einem Sessel herzutragen mußte) noch mit wählen helfen; und diese Wahl fiel sehr zum Besten des ganzen Reichs aus. Er erweiterte das Reich bis ans Südmeer, eroberte eine Menge entfernter Landschaften, brachte die abgefallenen Unterthanen, die unter der vorigen Regierung des schwachen Tikokie sich los gerissen hatten, wieder zum Gehorsam, und machte den Namen der Mexikaner bei den entferntesten Nationen furchtbar. Seine Regierung, die eine der glücklichsten war, dauerte nur eilf Jahr, und sein Verlust ward allgemein betrauert. Kurz vor seinem Tode war auch Tlakaellel gestorben, und die Nation ehrte sein Andenken, da er für Vermehrung des Reichs und zu dem wachsenden Flor desselben stets so kräftig mitgewirkt hatte, dadurch, daß sie ihm ein eben so prachtvolles Leichenbegängniß verordnete, wie es nur bei Königen gebräuchlich war.

Die Wahl eines neuen Kaisers, nach dem Tode des Apayaka, fiel auf den Auzol, einen eben so tapfern und klugen, als sanften und menschenfreundlichen Herrn, der das Glück des Reichs vollends fest gründete. Sein Feldzug, den er vor der Krönung unternahm, war gegen die Quaxututlaner gerichtet die die kaiserlichen Beamten, welche den schuldigen Tribut von ihnen einforderten, überfielen, und sich damit als Feinde der öffentlichen Ruhe bewiesen. Es kostete dem Auzol ungemein viel Mühe, dies kriege-

rische Volk zu bezwingen, und wieder zum Gehorsam zu bringen. Endlich aber überwand die Mexikanische Tapferkeit, und der Kaiser kam, mit großer Beute an Kostbarkeiten und Kriegsgefangenen, nach Mexiko zurück und ließ sich krönen. Als Kaiser führte er verschiedene glückliche Kriege, und erweiterte die Grenzen des Mexikanischen Gebiets auf mehr denn 100 Meilen, bis nach Guatimala. Er war sehr freigebig gegen seine Unterthanen, und theilte oft Speise, Kleidung und andre Nothwendigkeiten unter die Geringern; Gold, Silber, Federn und Waffen aber unter die Vornehmern aus. Besonders wohl pflegte er die Soldaten, nach Verhältniß ihrer bewiesenen Tapferkeit zu belohnen. Viele alte Gebäude in der Stadt ließ er niederreißen, und dagegen neue und weit prachtvollere, aufführen. Er hatte in der Landschaft Cuyoakan einen reichhaltigen Quell des schönsten wohlschmeckendsten Wassers entdeckt, und er sparte keine Mühe und Kosten, durch eine dauerhafte Wasserleitung, dasselbe nach Mexiko zu führen. So machte er sich durch nützliche und gemeinnützige Anstalten, bei seinen Unterthanen beliebt, durch seinen Muth und kriegerischen Sinn bei fremden Völkern gefürchtet, durch seine Klugheit und den Adel seines Herzens, geehrt, und sein Tod der nach einer nur eilf jährigen Regierung erfolgte, versetzte das ganze Land in die tiefste, ungeheucheltste Trauer.

An seine Stelle erwählten die Fürsten den Montezuma den zweiten, unter welchem das Reich Mexiko den höchsten Gipfel seiner Macht und Größe erreichte, die aber in dem vierzehnten bis siebenzehnten Jahre seiner Regierung, durch die Ankunft der Spanier gänzlich zerrüttet ward, bei welcher Gelegenheit der unglückliche Monarch selbst sein Leben verlor, und so der ganzen blühenden Verfassung des Mexikanischen Reichs ein schreckliches Ende gemacht wurde. Er war der neunte unter den Mexikanischen Monarchen, wenn man den Acamapixtli zum ersten Könige annimmt. Rechnet man aber von Quetzalkoal an an, so war Montezuma der zweite der eilfte in der Regierungsfolge.

(Siehe Ant. de Solis histoire de l'Amerique sept. et de la nouvelle Espagne. Trad. de l'Esp. par Citri de la Guette. — Und: Thomas Gage neue Erzählung seiner Reisen in Neuspanien, nebst einer Beschreibung der Stadt und des Landes Mexiko. — Aus dem Engl. übersetzt 1693.)

XVI.

Kurze Geschichte der Religion und ihrer Gebräuche bei den ältern Mexikanern.

(Nach Ant. de Solis histoire de l'Amerique feptentr. et de la nouvelle Efpagne. Trad. de l'Efp. par Citri de la Guette.)

Unter der zahlreichen Menge van Göttern, die von den ältern Mexikanern verehrt wurden, hatte der Gott Vitzilipuzli vor allen andern den Vorrang; ihm waren im ganzen Reiche prächtige Tempel, und besonders der aller prächtigste in der Hauptstadt Mexiko selbst geweihet. Die Gestalt, die sie ihm, als dem obersten der Götter, besonders aber als ihrem Kriegsgotte gaben, war abentheuerlich und schrecklich. Er war gebildet wie ein Mensch, und saß auf einem Throne, der auf einer blauen Kugel ruhte, die den Himmel vorstellte. Aus zwei Seiten der Kugel giengen vier gekrümte Stäbe, deren Spitzen Schlangenköpfe vorstellten, welche die Priester auf ihre Schultern legten, wenn sie den Götzen selbst tragen, und dem

Volke vorzeigen wollten. Auf dem Kopfe hatte der Götze einen Helm in Gestalt eines Vogels, an dem die schönsten Federn angebracht, dessen Schnabel und Krone von gediegenem Golde gegossen waren. Das Angesicht des Götzen war grausenvoll und schreckhaft, und wurde durch zwei blaue Bänder, davon eins über die Stirn, das andere aber über die Nase hieng, noch ungestalteter gemacht. Seine rechte Hand lehnte sich, statt eines Stabes, auf eine gekrümmte Schlange, in der linken hielt er ein Bündel Pfeile, die sie als ein Geschenk des Himmels verehrten, und einen kleinen Schild, dessen erhabene Seite mit fünf weißen kreuzweißgelegten Federn bedeckt war. Alle diese Zierrathen und Schlangenbilder, hatten ihre religiösen geheimnißvollen Bedeutungen, von denen die Priester sehr viel merkwürdige Erläuterungen und Geschichten zu geben verstanden.

Der prächtige und geschmackvolle Tempel dieses Gottes, in der Hauptstadt Mexiko, verdient hier einer nähern Beschreibung. — Man betrat zuerst einen großen viereckigen Platz, um welchen eine steinerne Mauer gieng, an deren Außenseite eine Menge von Schlangenbildern unregelmäßig durch einander geschlungen waren, die alle ihre geheime Bedeutung hatten. In dieser Mauer waren vier Thore, nach allen vier Himmelsgegenden und über jedem derselben standen vier Bildsäulen in menschlicher Gestalt, die aber verschiedene Stellungen hatten. Man betrachtete die

selben als Beschützer der Thore, und machte im Hin- eingehen viele Verbeugungen vor ihnen. Eins von diesen Thoren war der Haupteingang, und dicht davor stand eine Art viereckiger Kapelle von Mauerwerk, dreißig Stufen hoch, und oben an allen vier Seiten mit einer einfachen Reihe gleichgroßer Pallisaden besetzt, die alle etwa einen Schritt weit auseinander standen. Die Pallisaden waren durch Stangen mit einander verbunden, die vermittelst dazu angebrachter Löcher, in den obern Theil der Pfähle eingelassen waren. An diesen Stangen zwischen den Pallisaden staken Hirnschädel der Geopferten, deren Anzahl immer gleich blieb, indem die Diener des Tempels die Stelle derjenigen, die durch die Länge der Zeit oder durch Wind und Wetter herabfielen, allezeit durch andre ersetzen mußten. — Innerhalb der Mauer, und dicht an dieser befanden sich die Wohnungen der Opferpriester und Tempeldiener, nebst einigen Buden, in dem ganzen innern Umfange der Mauer, doch so, daß dadurch der große Platz selbst den die Mauer einschloß, nicht verenget wurde. Dieser Platz war so geräumig, daß an den größesten Festen, wenigstens 10,000 Menschen mit aller Bequemlichkeit darauf tanzen konnten. In dem Mittelpunkte desselben erhob sich ein steinernes Gebäude, von einer so ansehnlichen Höhe, daß es über alle, auch noch so hohen Gebäude und Thürme, hervorragte. Es gieng allmählig immer spitziger zu und glich einer halben vierseitigen Pyramide. An

einer

einer dieser Seiten gieng eine Treppe bis oben hinauf, die aus 120 Stufen bestand, sehr dauerhaft war und sich oben auf dem viereckigen Platze endigte, der 40 Fuß im Umkreis hielt, und mit Jaspis von verschiedenen Farben gepflastert war. Eine Gallerie von schlangenweise gedrehten Pfeilern, oben und unten mit schwarzen achatähnlichen Steinen eingelegt, umschloß diesen Raum. Oben an der Treppe bei dem Eingange in die Gallerie, standen auf beiden Seiten zwei Marmorbilder, als Menschen geformt, die zwei Leuchter von kunstvoller, schöner Arbeit, in den Händen hielten. Etwa zwei bis drei Schritt vor der Treppe sah man einen fünf Fuß hohen grünen Stein, der oben, in Form eines Kameelrückens, in eine abgerundete Spitze sich endigte. Auf diesen wurden die Unglücklichen gelegt, die man zum Opfer bestimmt hatte, damit ihnen die Brust aufgeschnitten und das Herz herausgerissen werden könnte. Hinter diesem Stein, weiter hin, der Treppe gegenüber, befand sich denn die prächtige und dauerhafte Kapelle des Götzen, dessen Bild auf einem erhabenen, und mit Vorhängen umgebenen Altar ruhete.

Der ersten Kapelle zur Linken sahe man noch eine andre von eben der Größe und Bauart, worin der Götze Tlaloch, der dem erstbeschriebenen sehr ähnlich war, sich befand. Die Mexikaner hielten auch beide Götter für Brüder, und glaubten daß sie so gute Freunde wären, daß sie die oberste Gewalt im

Kriege mit einander getheilt hätten. Sie schrieben beiden gleiche Stärke, und gleiche Grundsätze zu, boten ihnen, als gleichgesinnten Brüdern, auch gleiche Opfer an, verehrten sie allzeit gemeinschaftlich, und schrieben beiden den guten Ausgang einer Sache zu. Kurz, ihre Andacht und Verehrung war zwischen Vitzilipuzli und Tlaloch völlig gleich getheilt.

Die Kostbarkeiten beider Kapellen waren ganz unschätzbar. Wände, Altäre und Vorhänge waren mit den schönsten Federn und den kostbarsten Edelsteinen besetzt. Geringer war die Pracht der übrigen acht Tempel in der Stadt, ohngeachtet sie in demselben Geschmack erbauet waren. Will man überhaupt die Summe der kleinern Tempel und Altäre nehmen, die in Mexiko sich befanden, so erstreckte sie sich beinahe auf zwei tausend, wo geringere an Gestalt und Kraft verschiedene Gottheiten verehrt wurden. Es war keine Straße anzutreffen, die nicht ihren besondern Schutzgott hatte, keine glückliche oder unglückliche Begebenheit hatte sich zugetragen, zu deren Andenken nicht ein Altar erbauet war, auf welchem man zu bestimmten Zeiten Opfer brachte. Sie überlegten nicht, daß sie sich widersprachen, wenn sie den Vitzilipuzli als den mächtigsten Gott verehrten, der alles allein ausrichten könne, und ihm dennoch eine Menge Untergottheiten an die Seitesetzten, die sich in seine Arbeiten und Geschäfte theilten, und ihm also die Ehre der unumschränkten Alleinherrschaft nothwendig rauben mußten.

Ihre Opferpriester wurden zugleich als Wahrsager angesehen und es trug sich nicht leicht ein bedenklicher Umstand zu, darin sie sich nicht zuvor ihres Raths bedient, oder über den Ausgang der Sache hätten belehren lassen. Ihr Aufzug war abentheuerlich und gräßlich. Die Kleidung eines solchen Opferpriesters war ein langer schwarzer Mantel, der auf der Erde nachschleppte, oben zusammen gefaltet und mit einer Kappe nach Art der Kapuzinerröcke versehen war, die sie, nach Befinden der Umstände, dann und wann über den Kopf zogen. Ihre Haare reichten ihnen bis auf die Schultern, und waren von Menschenblut. Denn sie schmierten das Blut der geopferten Gefangenen hinein, auch färbten sie sich das Gesicht damit. Die Haare durften sie nie auskämmen, Gesicht und Hände aber nur zu gewissen Zeiten waschen.

Einem jeden Götzen war eine besondere Anzahl Priester gewidmet, die insgesammt einen obersten Priester über sich hatten. Die sämmtlichen Oberpriester aber, standen wieder unter dem obersten Opferpriester, der die Hauptperson ihres ganzen Ordens war.

Man hatte in Mexiko auch eine Anzahl geweihter Jungfrauen, die zum Dienste des Haupttempels bestimmt waren. Sie wurden Töchter der Buße genannt, und ihre Geschäfte, so wie die Gesetze ihres Ordens bestanden darin, das heilige Feuer stets brennend zu erhalten, und sich einer unverletzten Keuschheit zu befleißigen.

Es gab auch junge Mannspersonen, die sich unter dem Gelübde der Keuschheit und Armuth wie jene Jungfrauen dem Tempeldienst widmeten, und diese hatten die Aufsicht über Kleidung, Rauchfässer und den immerglühenden Feuertopf des Vitzilipuzli. Sie hatten dabei zugleich die Aufsicht über ganz junge Knaben, die den Tempel mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bestreuen und die Pfriemen der Priester stets scharf erhalten mußten, womit sich diese zur Nachtzeit das Blut abzapften, zugleich auch ihnen das Wasser zum Händewaschen vorhielten. Diese Knaben hatten eine Kleidung, die wie ein Netz gearbeitet war.

Sobald ihnen eine Frauensperson begegnete, schlugen sie die Augen zur Erde; sie giengen aus, um Allmosen zu sammeln, bewachten wechselsweise das heilige Feuer, zerstachen ihre Lippen und bestrichen mit dem Blute ihre Schläfe und Ohren, und wuschen sich nach Verlauf eines Jahrs im Dunkeln in einem Bade wieder ab.

Jährlich wurde in Mexiko ein feierlicher Umgang auf folgende Art gehalten. Die geweiheten Jungfrauen stampften die Saamenkörner einer gewissen Staude, mit gedörreten Mais, und vermischten die Masse mit Honig. Aus diesem Teige machten sie ein Bild, was den Vitzilipuzli vorstellen sollte. Ueber Nase und Stirn lief ein blauer Strich bis an beide Ohren, auf dem Kopfe stand ein Federbusch. In die

Linke gaben sie dem Bilde einen kleinen Schild, und in die Rechte einen schlangenförmigen Staab. Zur bestimmten Zeit, nach Ausgang der Sonne, versammelten sich die Jungfrauen in neuer Kleidung, hatten Kränze von gedörretem Mais auf dem Kopfe und um den Hals, die bis über die linke Schulter hiengen. Ihre Gesichter waren mit vielerlei Farben bestrichen, und die Arme bis an den Ellenbogen mit bunten Federn geziert. In diesem Aufzuge trugen sie den gebackenen Götzen auf den Schultern an einen Ort, da die Jünglinge die in eben demselben Tempel über ihnen wohneten, den blauen Thron des Abgottes ehrerbietig aufnahmen und ihn bis an die unterste Stufe des Tempels trugen, bei dessen Anblick das versammelte Volk zur Erde fiel und Erde auf seine Häupter streute. War dies geschehen, so liefen die Jünglinge so geschwind als möglich mit dem Bilde nach dem eine Stunde von der Stadt entfernten Berge Kapultepeck, und das Volk folgte Prozessionsweise. Dann ward von einem Priester eine kurze Ermahnung und ein geschwindes Opfer gehalten. Darauf eilte alles in eben der Geschwindigkeit nach dem ebenen Felde Atlakuavacha, wo eben eine solche Rede, mit einem Opfer verbunden gehalten wurde. Dann giengen sie mit eben den Ceremonien bis an den Flecken Cochoakan und von da in voriger Geschwindigkeit nach Mexiko zurück. Eben von dieser Geschwindigkeit womit die Prozession gehalten wurde, bekam sie den Namen

Ipachna Vitzilipuzli. — War denn jener gebackene Götze bis an den Tempel gebracht worden, so ward er mit Seilen die um die vier Handhaben des blauen Stuhls geschlungen waren, unter dem Schall von Trommeln, Pfeifen und Muschelhörnern, in eine erhabene Kapelle unter dem Gewölbe aufgezogen und daselbst auf geflochtene Schilfdecken niedergesetzt. Die Jünglinge streuten unterdessen sowohl in, als ausserhalb des Tempels die schönsten Blumen in Menge aus. Alsdann vertheilten diese nebst den Jungfrauen kleine Stücken desselben Teiges, woraus der Götze gemacht war, und denen sie die Form kleiner Knochen gegeben hatten, unter das Volk, die übrigen warfen sie auf den Boden der Kapelle. Gleich darauf kamen die Priester des Tempels, mit Binden am den Leib, Kränzen auf dem Kopfe und Blumenguirlanden um den Hals, giengen langsam und feierlich, mit gemessenem Schritt, Paar bei Paar, nach dem Orte zu, wo die gebackenen Gebeine lagen, und weiheten sie mit vielen Ceremonien zu Gebeinen des Gottes. Waren die Priester wieder herabgestiegen, so giengen sechs davon zum Steine Quarikalli, auf welchem die Gefangenen geopfert wurden und schloßen ihn in ihre Mitte ein. Auf dieses Signal zogen Jünglinge und Jungfrauen, die auf beiden Seiten gegen einander übergestanden hatten, in bestimmter Ordnung einander entgegen und formirten einen Kreistanz um den Priester her, wobei sie gewisse feierliche Gesänge san-

gen. Aussen vor dem Tempel antworteten ihre nächsten Verwandten und andere Anwesende mit einem Gegengesange und führten einen andern Tanz dabei auf, an dem zuletzt fast alle Einwohner der Stadt und der umliegenden Gegend Theil nahmen. Während dieses Festes durfte niemand weiter etwas essen als die Riege, die aus dem Teige, woraus der Götze bestand, gebacken waren, und niemand durfte vor Nachmittages trinken. Wenn dies alles geendigt war, verfügten sich die Priester wieder in die Kapelle, zogen dem Götzen die Kleidung aus, und brachen ihn, sammt den geweiheten Gebeinen in unzählige Stücke, und vertheilten diese unter die Anwesenden, die sie mit sichtbarer Andacht und Rührung annahmen und verzehrten. Jeder bezahlte für die mysteriöse Wohlthat seinen Theil der Kosten, die auf das Fest verwandt waren. Zuletzt hielt ein Priester eine Ermahnungsrede ans Volk, worin er zeigte, wie diejenigen die sich jetzt so fest mit der Gottheit verbunden hätten, leben sollten. Alsdann gieng jeder nach Hause.

Ein zweites hohes Fest in Mexiko war das Fest Toxkoalt, das dem Gott Tezkatlipuka zu Ehren gefeiert, und wobei gleichfalls ein Gefangener geopfert wurde. Die Einrichtung dieses Festes war folgende: am Abend des feierlichen Tages, wenn die Opfer und Gebete vollendet waren, versammelte sich das Volk im Tempel. Ein Priester zog sodann dem Götzen die alte Kleidung aus, und legte ihm mit

Hülfe mehrerer Amtsgenossen, eine neue an, puzte ihn mit Edelsteinen, Bändern und Federn aufs prächtigste. Dann ward der Vorhang weggezogen, der den Götzen verbarg, und ein Priester, eben so gekleidet wie der Götze, trat hervor, drehete sich vom Morgen nach Abend rund herum, blies viermal gegen die vier Winde mit einer steinernen starkschallenden Pfeife, und kauete eine Hand voll Erde. Das Volk wiederholte dieselbe Ceremonie und die, so eine Sünde begangen hatten, fiengen laut an zu heulen, und räucherten mit Weihrauch, um Vergebung zu erlangen. Die Krieger baten ihn um Ueberwindung der Feinde, damit sie Gefangene machen, und diese zum Opfer darbringen könnten. An einem der zehn Tage die das Fest dauerte, brachten einige schwarzbemahlte Priester des Morgens früh einen Tragsessel auf ihren Schultern, der rund herum mit köstlichen Tüchern behangen war, auf welchem ein schön geschmückter Tezkatlipuka saß, der an der untern Stufe der Treppe niedergesetzt wurde, die nach der obersten Kapelle führte. Sogleich traten Jungfrauen und Jünglinge mit Stricken herzu und umringten den Tragsessel, vor welchen sie kostbare Vorhänge zogen, und mit grünen Zweigen den Stuhl besteckten. Zwei Priester hoben sodann den Götzen wieder in die Höhe, und trugen ihn um den innern Platz des Tempels herum. Jeder von ihnen trug ein Rauchfaß, und so oft sie Rauchwerk darauf streuten, streckten sie die Hand nach dem Götzen hin aus und

baten ihn, ihr Gebet nach dem Himmel zu bringen. Hinterher kam das Volk, das sich unterdessen bis aufs Blut mit Stricken geisselte. War diese Prozession geendigt, so wurde der Götze in die Kapelle hinaufgezogen, und vor dieselbe eine Menge der schönsten Blumen gestreut. Darauf brachte jeder nach seinem Vermögen ein Geschenk, das in Edelsteinen, Weihrauch, Mais und Holz bestand. Die Armen, die nichts dergleichen aufbringen konnten, brachten Wachteln, denen der Priester sogleich den Kopf abriß, und sie so blutend vor dem Götzen niederwarf. Gegen Mittag begab sich jeder nach Hause. Unterdessen aber schmückten die Jungfrauen und Jünglinge den Götzen aufs prächtigste und setzten ihm Speisen vor. Dann traten sie paarweise zusammen, jede Jungfrau nahm ein Stück Brod in die Hand, und die Jünglinge sonst eine Speise. Der Speisemeister gieng voran und hatte einen weißen Rock über ein ledernes Kamisol ohne Ermeln, gezogen. An seinen Schultern hiengen Flügel an breiten Riemen, und eine mit Heiligthümern gefüllte Kürbisflasche. Er führte die Jungfrauen und Jünglinge bis an die Treppe, die zu dem Sitz des Götzen führte, und hier aßen sie unter besondern andächtigen Ceremonien das Brod, das sie in Händen hatten. Kurz hernach wurden sie von ihm wieder zurück geleitet, und statt ihrer verfügten sich die Diener des Tempels dahin, nahmen die niedergesetzten Speisen und trugen sie nach den Wohnungen der Prie-

ster, die fünf Tage vorher gefastet hatten. Unterdessen stellte sich das Volk wieder ein, um dem Ende des Festes mit beizuwohnen, und der Gefangene der ein ganzes Jahr vorher dem Götzen war vorgestellt worden, wurde nun herbeigeführt. Alles Volk, selbst die Priester empfiengen ihn ehrerbietig und beinahe mit einer göttlichen Verehrung, und der Oberpriester der dem Unglücklichen die Brust öffnete und das rauchende Herz heraus riß, verrichtete dies Geschäft mit vielen ehrerbietigen Ceremonien. Den warmen Dampf des zuckenden Herzens hielt er der Sonne entgegen, und unterdessen traten die Jünglinge und Jungfrauen die den Geopferten umgaben, einen Rundtanz an, den sie mit Trommeln und Pfeifen begleiteten. Mit Sonnenuntergang stiegen die Jungfrauen wieder in die Kapelle, und setzten vor dem Götzen etliche Schüsseln mit Honigbrod und Früchten nieder, die als Todenköpfe und Gebeine gebildet waren. Dann kamen die Tempeldiener und trugen die Schüsseln zu den Priestern herunter. Viere davon, die zuerst in die Kapelle stiegen, erhielten eine Belohnung.

Ein drittes religiöses Fest in Mexiko war das Fest des Quezalkoal. Man begieng es folgendermaßen. Vierzig Tage vorher ward ein wohlgestalteter Sklave gekauft, der nicht den geringsten körperlichen Fehler hatte, und wurde die ganze Zeit über, dem Götzen vorgestellet. Man wusch ihn täglich zweimal in dem geheiligten Meere der Götter, schloß ihn des

Nachts in einen eisernen Käfigt, und hieng ihm Halsbänder von Blumen geflochten um. Dann und wann führte man ihn singend durch die Stadt, und Weiber und Kinder brachten ihm sodann Geschenke. Neun Tage vor dem Feste kündigten zwei alte Priester dem Sklaven den Tod an, wobei sie sich ehrerbietig vor ihm neigten. War er nach dieser Zeit nicht mehr eben so aufgeräumt und lustig, wie vorher, oder tanzte und sang er nicht mehr, so ward dies für eine böse Vorbedeutung gehalten. Kaum aber merkten die Priester seine Niedergeschlagenheit, als sie ihm auch ein Dekokt von betäubenden und berauschenden Kräutern zu trinken gaben, wodurch er denn natürlich in eine Art von Raserei gerieth. War die letzte Mitternacht zur Zeit des Vollmondes angebrochen, so wurde er zuerst stark mit Weihrauch beräuchert, dann wurden ihm zu Ehren verschiedene Lieder angestimmt. So bald das Herz heraus gerissen und gegen den Mond gehalten war, stürzte man den Leichnam die Treppe hinunter, wo das Volk seiner schon harrte, um ihn unter sich zu vertheilen und zu verzehren.

In diesem Tempel des Quezalkoal verwalteten in jeder Woche vier Priester den Gottesdienst, welches unter ihnen immer abwechselte, bis es wieder an die ersten kam. Sie hatten eine sehr große Trommel, deren Ton über die ganze Stadt gehört werden konnte. Diese rührten sie alle Abende und Morgen, und gaben dadurch entweder das Signal der Ruhe, oder zum

Aufstehen. Denn sobald sie des Abends ertönte, lief alles, was außer seinem Hause war, eiligst nach diesem zurück und Thüren und Laden wurden verschlossen: des Morgens aber rief ihr Ton Alles an seine Arbeiten und Geschäfte.

Eben so hielten sie auch eine geheiligte Trompete, die in dem Tempel des Vitzlipuzli aufbewahrt wurde. Diese durfte von Niemanden als von den Opferpriestern geblasen werden, und zwar nur alsdann, wenn sie Krieg ankündigen, und den Muth der Krieger so recht entflammen wollten. Ihr Ton war rauh und unangenehm und paßte zu nichts wenigerem, als dazu, Muth einzuflößen; dennoch aber ließen sich die Krieger dadurch zu größerer Tapferkeit ermuntern, weil sie im Schall dieses Instruments die Stimme und den Zuruf ihres Kriegsgottes selbst zu hören glaubten.

Noch fanden bei Einweihung neugeborner Kinder, so wie bei Eheverbindungen folgende religiöse Ceremonien bei den Mexikanern statt. Bald nach der Geburt trugen die Eltern ihr Kind zu einem Tempel. Der gegenwärtige Opferpriester hielt sodann eine kleine Anrede an die Eltern, die sich auf die vorhabende Handlung bezog. Waren es Knaben aus den ersten Ständen des Reichs, so wurde ihnen von dem Opferpriester in die Rechte ein Schwerd, in die Linke aber ein Schild gegeben, und diese kleinen Geräthschaften lagen jederzeit im Tempel zu diesem Gebrauche bereit. Waren aber die Väter Handwerker, so wurde diese

Ceremonie mit kleinen Modellen ihres Handwerkszeugs verrichtet. Den Töchtern hingegen, sie mochten vornehmer oder geringer Geburt seyn ward allemal eine Spindel in die Hand gegeben. War diese Ceremonie vorbei, so trug der Priester das Kind zum Altar, wo er ihm mit einem Messer aus Feuerstein einige Tropfen Bluts aus den Schaamtheilen abzapfte, und sie gleich darauf unter Hersagung gewisser Gebete im Wasser badete.

Die Eheverbindungen wurden ebenfalls durch eine gewisse gottesdienstliche Ceremonie bestätiget. War das Brautpaar über die Punkte ihrer ehelichen Verbindung einig, so begaben sie sich beide in den Tempel, wo einer der Priester ihre Neigung zu einander durch gewisse vorgeschriebene Fragen prüfte. Dann fassete er den Schleier der Braut und den Mantel des Bräutigams mit einer Hand, und nähete beides an einem Ende zusammen, um sie dadurch an ihre nunmehrige Vereinigung zu erinnern. In diesem Zustande giengen sie nach Hause, und der Priester begleitete sie. Gleich beim Eintritt ins Haus traten sie zuerst zum Feuerheerd, der ihrer Meinung nach der Vermittler aller im Ehestande sich ereignenden Zwistigkeiten war. Um diesen giengen sie siebenmal unter Anführung des Priesters herum, und nach Vollendung dieser Ceremonie setzten sie sich am Feuer nieder, um gemeinschaftlich dessen Wärme zu empfinden. Dann mußten sie vor gewissen dazu bestimmten gerichtlichen Personen ihr Vermögen angeben, das sie sich beiderseits einander zubrachten, weil im Falle einer Ehescheidung der Mann verbunden war, seiner Frau das Ihrige zu erstatten.

Solche Ehescheidungen waren bei den Mexikanern sehr gemein, und erforderten sehr wenig Umstände. Blos die Einwilligung beider Theile war hinlänglich, und die Klage selbst kam vor keinen Richter, sondern die Freunde der Verheiratheten schlichteten oder entschieden die ganze Sache augenblicklich. Die Frau behielt die Töchter, der Mann die Söhne bei sich. So-

bald aber die Ehe getrennt war, durften sich die Geschiedenen bei Lebensstrafe nicht wieder vereinigen. Eben so hart ward auch der Ehebruch selbst bestraft.

Weil die Mexikaner einige Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele hatten, die sie sich freilich sehr materiell dachten, so war daraus unter ihnen der Gebrauch entstanden, ihre Toden mit Gold und Silber zu begraben, damit die Seelen die Kosten der langen, beschwerlichen Reise gehörig bestreiten könnten. Waren es vornehme Personen, so mußten sogar einige von ihren Sklaven das Leben lassen, damit sie ihren verstorbenen Herren auf der Reise bis ins Seelenland Gesellschaft leisten, und sie nachher bedienen möchten. Sogar entschlossen sich manche Weiber, um die Seelen ihrer verstorbenen Männer nicht allein reisen zu lassen, freiwillig mit ihnen zu sterben. Eben daher waren die Gräber der Könige von so großem Umfange, weil man einen großen Theil ihrer Schätze, vor allen Dingen aber ihrer liebsten Bedienten und Sklaven, mit ihnen begrub. Die Zahl ihrer Bedienten mußte voll seyn, und daher schickte man diese zur Begleitung des Fürsten mit in die andre Welt. Besonders betraf dies Schicksal ihre Schmeichler und Lieblinge, die denn auf diese Weise das genossene Lebensglück theuer genug bezahlen mußten. Die Leichen solcher Herren wurden mit großem Pomp und einem ansehnlichen Gefolge in einen Tempel getragen. Die Priester giengen ihnen mit Rauchfässern entgegen und sangen mit trauriger Stimme Todenlieder, die mit Flöten begleitet wurden. Den Sarg hoben sie verschiedenemale von der Erde auf, da unterdessen die Unglücklichen, die zu Begleitern des Verstorbenen bestimmt waren, ihr Leben beschließen mußten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Innhalt.

Seite

I. Fortsetzung der im vorigen Hefte abgebrochenen Beschreibung der Stadt und Landschaft Quito 185

II. Nachrichten von den Völkern auf Sumatra 198

III. Der Seeteufel . . 207

IV. Beschreibung einer Abyssinischen Mahlzeit 211

V. Ueber Volksmenge, Sitten und Charakter der Einwohner von Philadelphia . 216

VI. Feierlichkeiten bei der Ankunft eines Unterkönigs in Peru . . . 223

VII. Ueber die Tarantel, ihren Biß, und dessen vermeintliche Wirkungen . 230

VIII. Kurze Geschichte der Entdeckung des Magelhanischen Landes und andrer südlichen Polarländer . . 236

Inhalt.

Seite

IX. Die Fackiers oder Indischen Büßer . 249

X. Die berühmte Grotte von Pausilippo . 259

XI. Ueber die natürliche und politische Lage von Batavia . . . 263

XII. Der Drachenblutbaum . 283

XIII. Auszug aus der Relation des Ritters Hamilton von dem feuerspeienden Berge Aetna in Sicilien . . 287

XIV. Fragmente aus der Geschichte der ehemaligen Stadt Babylon, jetzt Bagdad . 308

XV. Geschichte des Ursprungs der Mexikaner, und der Regierungsfolge ihrer Könige oder Kaiser 326

XVI. Kurze Geschichte der Religion und ihrer Gebräuche bei den ältern Mexikanern . 358

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gemeinnützige Unterhaltungen über Länder- Natur- und Völkerkunde aus den neuesten, besten englischen, französischen und deutschen Reisebeschreibungen gezogen, und für Leser aus allen Ständen bearbeitet von einer Gesellschaft naturforschender Freunde
Bd.: 2.

Erfurt [1803]

Geo.u. 479 k-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430161-5